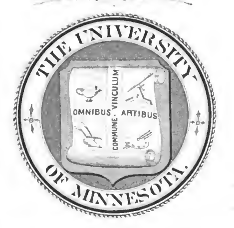

303
R63


THE UNIVERSITY OF MINNESOTA.
OMNIBUS
ARTIBUS
COMMUNE VINCULUM





Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch

der

Gegenwart

nach ihrer Entstehung

aus

altgermanischem Heidentum.

Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums

von

Dr. Christian Rogge,
Progymnasial-Rektor.

Leipzig,
Verlag von Gustav Fock.
1890.

Vorwort.

Es wird im Jahre 1866 gewesen sein, dass der damalige Privatdocent Wilhelm Mannhardt Aberglauben und Volksglauben betreffende Fragebogen, welche er in die Welt hinausgehen liess, auch den deutschen Gymnasien zuschickte. Besonders sollten die Schüler oberer Klassen, welche auf dem Lande aufgewachsen waren, dieselben beantworten. So nahm auch ich, der Schreiber dieser Zeilen, der zu jener Zeit Primaner des Gymnasiums zu Stendal war, die vielen Fragen für die Sommerferien mit in die Heimat, und es ist mir erinnerlich, dass ich zur Freude meiner unmittelbaren Auftraggeber, meiner Lehrer, eine reichhaltige Sammlung von Volksanschauungen, wie sie damals in der Altmark lebten, für den Gelehrten ablieferte.

Die eigentliche Bedeutung dessen, was derselbe beabsichtigte, blieb mir natürlich zunächst verborgen; aber so viel wurde klar, dass die Dinge, nach welchen er forschte, in irgend einer Beziehung der Beachtung wohl wert wären. Dies musste mir allerdings um so überraschender vorkommen, als jene Erscheinungen des Volkslebens, um welche es sich handelte, nicht nur von den aufgeklärten Städtern, sondern auch von den fortgeschritteneren Landbewohnern meist überlegen belächelt wurden.

Aus diesem Widerstreit der Gefühle, in welchen ich mich so versetzt sah, kam ich erklärlicher Weise zunächst nicht heraus. Erst als ich mich den Studien des deutschen Altertums zuwandte, machte sich jene Anregung vom Gymnasium her wieder geltend und bewirkte seitdem, dass ich für alles, was das Volksleben in Lied, Sprichwort, Sage, Brauch hervorbringt, ein lebhaftes Interesse gewann und, je mehr meine Studien fortschritten, jene Schöpfungen der Volksphantasie und des Volksgemütes im geschichtlichen Zusammenhange auffasste. Und deutlicher als irgendwo sonst ist mir auf diesem Gebiete menschlichen Lebens der Geist der Geschichte in seinem stillen Walten und Weben entgegengetreten; handgreiflicher, ja leibhaftiger schaute ich hier die geheimnisvollen Mächte des Alten und des Neuen, des Beharrens und des Fort-

schreitens, welche im Streite mit einander die Entwickelung eines Volkes bestimmen, und fand neue überraschende Gesichtspunkte zum Verständnis der Gegenwart.

Doch wer im Leben drinne steht, wo mehr als jemals im heissen Streite die Geister auf einander platzen, der soll sich nicht selbstgenügsam an der Freude theoretischer Erkenntnis weiden. Nur zu lange hat die deutsche Wissenschaft sich in der Stille der Gelehrtenstube gehalten und dabei vergessen, dass es ihre Aufgabe ist, aus der Vergangenheit heraus dem Volke seinen geschichtlichen Beruf zu deuten. Die Gebrüder Grimm haben der deutschen Altertumswissenschaft, deren Grund sie selbst legten, diese Bahn gewiesen; aber noch im Jahre 1870 muss Karl Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde I. Bd. S. IX) den ernsten, aus echt patriotischem Herzen kommenden Mahn- und Weckruf an seine Mitforscher richten: Der Mangel an wahrhafter, ernster Selbsterkenntnis muss uns (Deutsche) früher oder später verderben. Die vielgerühmte deutsche Wissenschaft, Historie und Philologie, welche nach besten Kräften helfen sollte, ist ihrer Pflicht gegen die Nation nur unvollkommen bewusst.

Die folgenden Zeilen wollen nicht den Anspruch erheben, die Forschung selbst weiter zu führen, obgleich sie sich auch in eigenen Bahnen bewegen; sie können auch nicht eine Wirkung im grossen Stile beabsichtigen, wie sie etwa Müllenhoff im Auge hatte; aber wesentlich praktischer Art ist allerdings der hier gesteckte Zweck, ganz anders als z. B. bei Schwartz, „Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum". Berlin 1862, eine Schrift, welche in ihrer Weise für die deutsche Mythologie epochemachend geworden ist; anders auch als bei F. Hoffmann (Nachklänge altgermanischen Götterglaubens im Leben und im Dichten des deutschen Volkes. Hannover. Hahn, 1888), der übrigens die Erwartungen, welche der Titel erregt, in keiner Weise befriedigt. Mein Ziel liegt in derselben Richtung wie die beachtenswerten Bestrebungen A. Freybes („Die Pflege der christlichen Volkssitte". Gütersloh 1887, und „Züge deutscher Sitte und Gesinnung". Gütersloh 1888). Doch wird man hier sehr deutlich sehen, dass, wenn zwei dasselbe thun, es nicht dasselbe ist. Freybe scheint mir übrigens, sosehr ich seinen Schriften Erfolg wünsche, darin fehl zu gehen, dass er Christentum und Deutschtum ziemlich unterschiedslos zusammenwirft.

Dem Umfange nach beschränken sich folgende Betrachtungen

auf die Volksanschauungen und Gebräuche, welche mythologischen Ursprungs sind. Innerhalb dieses engen Rahmens soll gezeigt werden, wie man mit Hülfe der Wissenschaft nicht nur zum rechten Verständnis dieser Seiten des Volkslebens, sondern auch zur Begründung eines Standpunktes gelangt, welchen man ihnen gegenüber im allgemeinen Interesse im Leben einnehmen muss.

Wenn ich trotz meiner praktischen Zwecke doch den wissenschaftlichen Charakter für meine Arbeit in Anspruch nehme, so geschieht es vor allen Dingen deshalb, weil ich redlich bemüht gewesen bin, den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen. Ich weiss mich daher als Schuldner all der Männer, welche über deutsche Mythologie und vergleichende Religionswissenschaft gehandelt haben; ich nenne nur die Namen J. Grimm, Simrock, Mannhardt, A. Kuhn, M. Müller, Schwartz, Rochholz, F. Dahn, E. B. Tylor. Jeder Kundige weiss, dass grade die Wissenschaft der deutschen Mythologie in ihrer ersten Entdeckerfreude vielfach den Boden nüchterner Beobachtung und methodischer Forschung verlassen und sich nur allzusehr kühnen Hypothesen hingegeben hat. Es war die Entwickelungskrankheit der Wissenschaft, welche Scherer (J. Grimm S. 287) also schildert: „Wo in Sage und Märchen ein Jäger zur Verteidigung einem Löwen die Faust in den Rachen stösst, da erinnerte man sich des nordischen Kriegsgottes Tyr, der dem Fenriswolfe die Hand zum Pfand in den Rachen legt. Wo streng behütete Frauen entführt werden, konnte kein Zweifel sein, dass hinter dem Entführer der Gott Freyr, hinter der Entführten das schöne Riesenmädchen Gerda sich berge. Wo irgend Riesen getötet werden, witterte man den Donnergott“ u. s. w. Es ist bekannt, wie dann Mannhardt, welcher in seinen „germanischen Mythen“ jene geistvollen Spiele des Witzes selbst geübt hatte, unter dem Einflusse Karl Müllenhoffs zu ruhiger Besonnenheit zurückkehrte und in seinen Wald- und Feldkulten (1. Teil Berlin 1875; 2. Teil Berlin 1877) unter umfassender und systematischer Sammlung der Volksüberlieferungen eine zuverlässigere Methode mythologischer Forschung schuf; man vergleiche seinen eigenen Rechenschaftsbericht und seinen Arbeitsplan im Vorwort zu den Wald- und Feldkulten Teil 2, bes. von S. XX an, ferner Scherer a. a. O. und H. Paul, Grundriss der germanischen Philologie I, S. 145—147. Dass es Mannhardt wirklich gelungen sei, für das schöne Gebäude der Mythologie eine durchaus feste Unterlage zu finden, ist mit Recht seither bezweifelt worden. Ob endlich

Laistner in seinem „Rätsel der Sphinx“ (2 Bd. Berlin Hertz 1889) es erreicht, „das bisher vor allen Winden und Wettern treibende Delos der Mythologie auf festen Grund gebracht zu haben,“ wird die Zukunft lehren. Jedenfalls ist das einheitliche Prinzip, welches er bei der Deutung der Mythen verwendet, durchaus natürlich, einfach und einleuchtend, und man folgt seinen überraschenden Ausführungen mit grosser Spannung. Scharfe Augen möchten vielleicht auch in der hier veröffentlichten Arbeit die Spuren solcher Wandlungen der Wissenschaft finden. Wenn ich für derartige Mängel auf Nachsicht rechne, so gebe ich mich doch der Hoffnung hin, dass durch dieselben der praktische Wert meiner Ausführungen nicht beeinträchtigt werde.

Die Christianisierung des deutschen Volkes ein langsamer Prozess.

Wir stehen jetzt, wenn wir die Geschichte unseres Volkes vom Auftreten der Cimbern und Teutonen i. J. 113 v. Chr. rechnen wollen, im dritten Jahrtausend seiner historischen Entwickelung. Ein langer Zeitraum, auf den wir zurückblicken; mannigfache und entscheidende Wandlungen hat das deutsche Volk während desselben durchgemacht, keine aber ist grösser als der Umschwung, welcher mit seiner Bekehrung zum Christentum eintrat.

Gewöhnlich denkt man wohl, wenn man sich die Gewinnung eines Volkes für das Evangelium vorstellt, nur an die Arbeit der ersten christlichen Sendboten, welche den Übertritt zu der neuen Religion herbeiführten. So erscheint denn der Hergang mehr oder weniger als ein einmaliger Akt, und man ist nicht weit von der Anschauung entfernt, die alten Germanen seien in Bälde aus götzendienerischen Heiden gläubige Christen geworden. Man führt auch wohl als Beweis für die schnelle Christianisierung des alten Deutschlands die erste deutsche Messiade, den altniedersächsischen Heliand an, und gewiss ist es wunderbar, dass grade im Kreise der Sachsen, deren Bekehrung sich so gewaltsam vollzog, kurz nach dem siegreichen Einzuge des Evangeliums ein Epos entstand, welches den Heiland mit so inniger und eifriger Begeisterung feiert. Aber es bleibt zu bedenken, dass dies Gedicht von einem Geistlichen herrührt, und dass es zuletzt doch ebenso viel deutschen als christlichen Geist atmet.

In der That kommt deutsche Denk- und Empfindungsweise als ein Zeichen der Aneignung und wirklichen Erfassung der christlichen Heilswahrheiten erst gegen Ende des Mittelalters zur Geltung. Vorher verhielt sich das deutsche Volk dem Christentum gegenüber passiv und fügte sich nur widerstrebend der schroffen von Rom ausgehenden Zucht, indem es, wie unsre grossen Volksepen Nibelungen und Gudrun zeigen, bloss die äusseren Formen und Gebräuche befolgte. Aber als es dann die empfangenen Eindrücke verarbeitet hat, da tritt denn auch sofort der Ernst und die Tiefe seiner Natur zu Tage: gleich dringt nunmehr der Deutsche zum Kern und Wesen alles religiösen Lebens vor, gleich wendet er sich der Grundfrage aller echten Frömmigkeit zu: Wie findet der Mensch den Frieden seiner Seele? wie wird er eins mit seinem Gotte? Es ist gewiss kein Zufall, dass die Mystik, jene religiöse Richtung im ausgehenden Mittelalter, welche diese Fragen theoretisch und praktisch beantwortet, fast ausschliesslich deutsche Männer

zu ihren Vertretern hat. An die Mystiker endlich knüpfte unser grosser Luther an und brachte mit dem Werke der Reformation die innige Verschmelzung unverfälschten Christentums und urgesunden Deutschtums zu stande, aus welcher in der Geschichte unseres Volkes bis zur Gegenwart herauf alles Heil und aller Segen erwachsen ist. Seit der Reformation sind christliche Anschauungen erst für das religiös-sittliche Leben des deutschen Volkes ausschlaggebend und bestimmend, erst unter Luthers Führung nimmt der deutsche Geist das Evangelium mit der Kraft und Innigkeit in Besitz, dass er mit der aktiven Energie seines eigenen nationalen Wesens die Sache des Weltheilandes als seine eigene verficht.

I.

Rückstände aus dem Heidentum.

Und doch ist auch mit der Reformation die Christianisierung des deutschen Volkes noch nicht zum Abschluss gekommen: der Prozess dauert noch jetzt fort. Ein einzelner Mensch wird es nie erreichen, die Vorstellungen, mit welchen sich in frühster Jugend seine empfängliche Seele füllte, aus seinem Innern zu verdrängen; sie werden bei entsprechenden Anlässen immer wieder aus der Tiefe des Gemütslebens aufsteigen. Ebenso verhält es sich mit dem Werden und der Entwickelung eines Volkes im ganzen, wenn man auf den geschichtlichen Zusammenhang der auf einander folgenden Geschlechter sieht. Ohne dass wir es ahnen, machen sich in unserm Seelenleben dunkle Empfindungen geltend, welche ihrem Wesen nach dem Denken und Fühlen längst vergangener Jahrhunderte angehören, und durch eine trotz aller Lücken treue Überlieferung von den Urahnen bis auf die letzten Enkel steht der Vorstellungsinhalt des modernen Kulturmenschen im engen Zusammenhange mit den unentwickelten Anschauungen des im grauen Altertum lebenden Vorfahren. Man kann solche fremdartigen Bestandteile unserer modernen Kultur, die als Rückstände einer längst überwundenen Ideenwelt zu betrachten sind, den Versteinerungen vergleichen, welche der Geologe bei der Erdbildung als Überrest einer vorangegangenen Entwickelungsperiode ansieht; in der That nennt Mannhardt solche überlebten Anschauungen sehr schön psychische Petrefacte der Vergangenheit.

Wenn der alte Germane im Frühling den Ruf des Kuckucks vernahm, so war ihm dies die Stimme eines Gottes. Der Vogel konnte weissagen, weil er im Namen und Auftrage des Gottes sprach, weil dieser durch ihn redete.[1]) Anders wenn heute jemand auf den Schrei des Kuckucks hört, um daraus die Zahl der ihm

---

[1]) Dies ist allerdings früh vergessen worden, und man hat den Tieren selbst bald die Prophetengabe zugeschrieben. Das tadelt z. B. schon der fromme Sokrates bei seinen Landsleuten; vgl. Xenoph. Memor. I, 1, 3.

bestimmten Lebensjahre zu erfahren. Wer des Abends den Kauz auf dem Dache des Stalles oder der Scheune hört und ängstlich wird, weil nun einer der Angehörigen sterben muss, der huldigt unbewusst einer heidnischen Denkweise, obgleich er ein Christ ist. Wer nicht mehr an die Wesen des heidnischen Götterhimmels glaubt, der kann den diesen geweihten Tieren auch nicht die Kraft der Orakelerteilung beimessen, welche allein das Werk eines Gottes ist.

II.
Arten der Überlebsel.

Wir nennen solche aus alter Zeit stammenden Anschauungen Aberglauben, wenn sich dieselben mit der christlichen Religion nicht vertragen oder überhaupt mit unserm modernen Denken unvereinbar sind. Der Aberglaube beruht also seinem Wesen nach auf einer falschen Ideenverbindung, vermöge welcher zwei Erscheinungen der körperlichen oder geistigen Welt nach Ursache und Wirkung mit einander in Verbindung gebracht werden, ohne dass nach dem Stande unserer heutigen Erkenntnis ein solcher Zusammenhang vorliegen kann.[1]) Wer ist z. B. im stande nachzuweisen, dass der Erfolg einer Reise zweifelhaft sein muss, wenn sie am Montag oder Freitag angetreten wird? Und wie kann dadurch der Tod eines Menschen herbeigeführt werden, dass bei einem Festessen dreizehn zu Tische sassen? Warum soll eine Ehe unglücklich ablaufen, welche bei abnehmendem Monde oder an einem vom Volksglauben verworfenen Tage geschlossen wurde? In all solchen Vorurteilen liegen Schlussfolgerungen vor, die einem Denken angehören, welches den Causalzusammenhang anders ansah als die Bildung unserer Zeit.

Aus dem Angeführten dürfte sich zugleich ergeben, dass der Aberglaube nicht etwa bloss ein Erbteil des niederen Volkes ist. Auch der sogenannte Gebildete, welcher mit pharisäischem Hochmute auf die abergläubische Menge herabsieht, vermag sich von jenen dunklen Gefühlswandlungen, welche auf dem Glauben früherer Zeiten beruhen, nicht frei zu machen. Jene Ideenverknüpfung, in den meisten Fällen vor vielen Jahrhunderten, ja Jahrtausenden vollzogen, ist meist als Besitz unzähliger Generationen von Vater auf Sohn vererbt und steht heute als die überlebende Zeugin einer früheren Geschichtsperiode da, in welcher man noch viel weniger als jetzt von dem wirklichen Zusammenhange der Dinge in Natur und Menschenleben begriff, in welcher man sich weit öfter veranlasst sah, die Lücken des Weltbildes durch Gestalten der Einbildungskraft auszufüllen. Es ist ja klar, dass jemand, je weniger er von der Bildung unserer Tage in sich aufgenommen hat, um so

[1]) Vgl. Mannhardt, die praktischen Folgen des Aberglaubens Seite 4. Deutsche Zeit- und Streitfr., herausgeg. v. F. v. Holtzendorff, Heft 97/98.



tiefer in dem Glauben der Urväter befangen sein wird; aber wo Ungebildete noch eine wirkliche ursächliche Verbindung sehen, da wird doch auch der Einsichtige, wenn er sich auch von der überlebten Anschauung frei macht, unbewusst noch ein gewisses Gefühl der Scheu empfinden.

Nunmehr hätten wir wohl die Erscheinung des Aberglaubens in ihren geschichtlichen Zusammenhang eingerückt und uns damit im allgemeinen einen Massstab zu seiner Beurteilung geschaffen. Was die Benennung selbst anbetrifft, so führt uns das Wort Aberglaube auf denselben Begriff. Man ist dabei wohl zunächst geneigt, an einen Glauben zu denken, bei dem ein Aber mit unterläuft; diese Erklärung muss indes verworfen werden. Auf die rechte Fährte führt uns das Niederdeutsche; dieses hat in der Altmark und in Pommern die Form Öwerglow aufzuweisen und daneben begegnet, wenigstens in einigen Gegenden der Altmark auch die Form Biglow oder Beiglow. Aus dem Niederdeutschen ist das Wort erst seit Luther ins Neuhochdeutsche durchgedrungen.[1]) Bei der Herübernahme wurde aber infolge eines Missvertändnisses die Präposition öwer = über mit der Form „aber“ vertauscht.[2]) Es ist also dem Wortsinne nach bei „Aberglauben“ an religiöse Vorstellungen gedacht, welche neben dem kirchlichen Glauben hergehen (biglow) oder über denselben hinausschreiten (öwerglow). Gebildet aber ist das niederdeutsche Wort ganz offenbar nach dem lateinischen superstitio.[3])

Wir brauchen, wie schon angedeutet, das Wort Aberglaube vom Standpunkte der fortgeschrittenen Kultur aus im Sinne eines Vorwurfs gegen denjenigen, welcher sich solcher Anschauung schuldig macht. Es giebt aber im Leben der Gegenwart auch Erscheinungen, welche dem Aberglauben durchaus gleichartig sind, ohne dass wir sie in derselben Weise verurteilen. Dies kommt daher, dass sie, obgleich Überreste einer entschwundenen Geisteswelt, doch nicht in Widerspruch mit modernen Anschauungen stehen oder wenigstens den Gegensatz nicht zur Schau tragen. Dahin gehört vieles, was in Sprache, Sitte und Volksbrauch fortlebt und die zu Grunde liegende Anschauung den Blicken verbirgt.

---

[1]) So schreibt mir mein Freund Professor Gering in Kiel.

[2]) Thatsächlich fallen im Plattdeutschen der Altmark die Präposition „über“ und die Konjunktion „aber“ lautlich in der Form öwer zusammen, und das konnte die Verhochdeutschung von öwer (über) als „aber“ leicht zur Folge haben.

[3]) Dies meint auch Kluge, Etym. Wtb. d. dtsch. Sprache S. 2, a. Wenn er aber sagt, in nd. overgeloof (=plattd. öwerglow) sei over im Sinne von super in superstitio zu beurteilen, so ist das mindestens zweideutig. Denn in superstitio, welches doch von superstes überlebend kommt, ist super in der Bedeutung von über bei Zusammensetzungen wie überleben, überliefern, Ueberrest u. s. w. und im Sinne des von der Präpos. abgeleiteten „übrig“ zu verstehen, während öwerglow, soviel ich sehe und oben behauptet habe, der über ein zulässiges Mass hinausgehende Glaube ist, nicht aber der überlieferte, was öwerglow sein müsste, wenn öwer = super in superstitio wäre. Das öwer dürfte also zu deuten sein wie über in überreich, Übermass u. s. w.

Eine vielgebrauchte und jedermann verständliche Redensart ist, für jemanden durchs Feuer gehen. Wohl selten dürfte der Sprechende sich bewusst sein, warum für die Aufopferungsfähigkeit grade dieser Ausdruck gewählt ist. Es lebt darin die mittelalterliche, ursprünglich heidnische Anschauung fort, welche in den Gottesurteilen (Ordalien) zu Tage tritt. Der Angeklagte konnte z. B. seine Unschuld dadurch erweisen, dass er die Feuerprobe machte; vermutlich durfte das aber auch ein anderer für ihn unternehmen. Thatsächlich haben wir hier dieselbe Vorstellung, wie wenn, was noch kürzlich im benachbarten Dorfe Bewersdorf vorkam, im Kreise der Familie der sogenannte Erbschlüssel, auf die geöffnete Bibel gelegt, über den unbekannten Dieb befragt wird; nur dass bei diesem Verfahren der Aberglaube, mag er auch christliche Färbung angenommen haben, in krasser Form sichtbar ist, während er in der genannten Phrase sich verdeckt. — Eine andere Redensart mythologischen Gehaltes ist „das ist, um aus der Haut zu fahren". Verständlich wird sie erst durch den alten Glauben an Werwölfe, d. h. Menschen („wer" entspricht dem lateinischen vir), welche sich in Wölfe verwandeln können. Dass diese Anschauung in Hinterpommern noch fortlebt, wenigstens in Sagen, zeigen die Beispiele bei Knoop, Volkssagen, Erzählungen u. s. w. aus dem östlichen Hinterpommern. Posen 1885 No. 157,58; 212.

Noch mehr stecken solche altheidnischen Anschauungen unter mannigfacher Verpuppung in Sitten und Gebräuchen. In der Altmark ging noch vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses, sobald der Verstorbene in kühler Erde gebettet war, das ganze Gefolge um den aufgeworfenen Grabhügel herum und schlug dann erst den Weg zur Kirche ein. Ich muss gestehen, dass dieser Brauch schon in meiner Jugend einen würdigen und feierlichen Eindruck auf mich machte; dagegen erschien es mir fast rücksichtslos, als ich in letzter Zeit eben dort bei einer Beerdigung alle Leidtragenden sofort nach erfolgter Bestattung forteilen sah; es war mir wie Pietätslosigkeit gegen den Entschlafenen. Dies, denke ich, sind die Empfindungen, welche ein moderner Mensch bei derartigem Brauche hat. Anders der Germane in dunkler Vorzeit: die Trauernden umkreisten dreimal die Stätte, wo sie die Aschenreste des Verstorbenen geborgen hatten, und wollten damit einen Bann ausüben, wodurch der Tote verhindert werde, störend oder wohl gar unheilstiftend in die Reihen der Lebenden zurückzukehren. Ebenso ist sicher ursprünglich die Sitte zu verstehen, dass man dem lieben Toten drei Hände voll Erde nachwirft. Für uns sind sie ein Zeichen der Liebe und Verehrung; für den Heiden, dem die Seelen der Abgeschiedenen etwas Unheimliches hatten, waren sie ein Zauber, mit dem er die Gestorbenen aus der Mitte der Lebenden verbannte.

Doch wenden wir uns mehr alltäglichen Erscheinungen zu! Uns kommt es als etwas so Natürliches vor, auf jemandes Wohl zu trinken; aber kann es in Wirklichkeit jemandem nützen, wenn

ich auf seine Gesundheit ein Glas leere? Die Sitte wird erst begreiflich, wenn man die bei heidnischen Völkern übliche Darbringung der Spende (Libation) vor dem eigenen Trinken in Betracht zieht. Wie die Helden bei Homer, bevor sie den Becher an die Lippen setzen, den Göttern durch Verschütten einen Teil des Trankes weihen, so tranken die alten Germanen bei ihren Mahlen die Minne (d. h. das Gedenken, die Liebe) der Götter, auch der lieben Toten. Von diesem altheidnischen Opferbrauche, denn ein Opfer ist die Spende, schreibt sich unsere Sitte des Zutrinkens her. — Aus den Anschauungen uralter Vergangenheit ist es auch zu deuten, wenn wir einem Niesenden ein Prosit oder Gott helf zurufen. Wir suchen das Niesen heute physiologisch zu begreifen, anders unser Urahn, der von Naturwissenschaft nichts verstand: er erklärte es religiös. Der menschliche Geist ist ursprüglich gedacht als Hauch, nach dem Atem des Mundes, (vgl. animus = *ἄνεμος*, *θυμός* = fumus, *πνεῦμα* zu *πνέω* gehörig, hebr. rûach eigentlich = Wind, Hauch), kann, solange der Mensch lebt, den Leib auf Zeit verlassen und enteilt beim Tode aus Mund, Nase oder aus einer Wunde auf immer. Aber auch fremde Geister, böser und guter Art, können in den Körper eindringen; man denke nur an die sogenannten Besessenen. So wurde das Niesen als Zeichen gefasst, dass ein Geist in der Nähe sei[1]) und vielleicht in den Menschen hineinfahren wolle. Es ist natürlich, dass man dem Mitmenschen wünschte, es möge ein guter sein oder, was dasselbe sagt, das Niesen möge zum Heile sein.

Dies sind die beiden Hauptarten der Fortpflanzung überlebter religiöser Anschauungen auf eine neue Kulturperiode.[2]) Die Er-

[1]) Dies zeigt noch deutlich die Deutung des Niesens als ein Orakel, was die Griechen nicht bloss kannten (vgl. Hom. Od. XVII, 541 u. Xenoph. Anab. III, 2, 9), sondern auch in unserer Gewohnheit, das Beniesen als ein Bestätigen zu fassen, vorliegt.

[2]) Es bedarf keiner Erwähnung, dass auf allen Gebieten menschlichen Lebens der gleiche Vorgang eintritt. Tylor, der hier mehrfach benutzt ist, hat für die fremdartigen Bestandteile höherer Kultur aus vergangener Zeit den Ausdruck survival, und seine Übersetzer Spengel und Poske (Anfänge der Kultur, 2 Bd. Leipzig, Winter 1873) gaben die Vokabel durch „Überlebsel“ wieder, ein Wort, das, z. B. auch von Mannhardt übernommen, sich einzubürgern scheint. Man vgl. über das Überlebsel bes. a. a. O. I, Kap. 3 u. 4. Solche Überlebsel giebt es selbst in der Wissenschaft; vgl. Wundt, Essays S. 308 ff. — Was die Überlebsel in der Sitte anbetrifft, so können dieselben unter Umständen einem ganz anderen Lebensgebiete entstammen, als dem, in welchem sie Anwendung finden. Es brauchen also die religiösen Lebensformen keineswegs ihren Ursprung im Kreise der Religion zu haben. So ist z. B. unser Händefalten beim Gebet aus dem Kriegsleben zu deuten. Es ist eigentlich die Gebärde des Kriegsgefangenen, welcher sich seinem Überwinder auf Gnade und Ungnade ergiebt, demnach also auch wohl geeignet, den Ernst und die Innigkeit germanischer Frömmigkeit auszudrücken; von den Germanen haben die andern abendländischen Völker die Sitte angenommen. Mit diesem Gebetsgestus teilen, wie wohl, soviel ich unter der Hand von meinem Freunde, dem Oberlehrer Klinghardt in Reichenbach erfahre, zuerst R. Hildebrandt geltend gemacht hat, den Ursprung unsere Grussformen. Wenn der Kriegsmann in alter Zeit seinen Eisenhut abnahm, so gab er damit dem Gegner zu erkennen, dass er auf eine weitere Verteidigung

scheinungen, welche wir Aberglauben nennen, bleiben trotz ihres scharfen Gegensatzes zum hellen Sonnenlichte der modernen Kultur bestehen, weil doch ein grosser Teil der Menschen hinter ihrer Zeit zurückbleibt oder doch in seiner Weltanschauung nicht nach allen Seiten hin die ihrem Erkenntnisstande entsprechenden Schlussfolgerungen zieht, welche den überwundenen Vorstellungen ein Ende bereiten müssten. Gering ist daher die Zahl dieser Kulturerscheinungen des Zurückgebliebenseins nicht. Zahlreicher sind aber doch die Beispiele, in welchen die Denkweise der Urahnen sich deshalb erhalten hat, weil sie sich den neuen Umständen angepasst und so keine Angriffspunkte geboten hat; dies geschieht, wie wir an den Beispielen sehen, dadurch, dass der ursprüngliche Sinn ohne geschichtliche und ethnographische Forschung überhaupt nicht mehr zu erkennen ist, oder dadurch, dass die Form, in welcher sich die anfängliche Anschauung birgt, eine Deutung nach den Forderungen der höheren Kulturstufe zulässt.

Scheinbar giebt es nun auch noch eine dritte Art in der Bewahrung des Überlebten. Es kommen Fälle vor, wo im geschichtlichen Zusammenhange der Faden gewissermassen abgerissen zu sein scheint, wo Vorgänge sich vor den überraschten Blicken der Gebildeten abspielen, welche man für die Fortsetzung oder die Wiederholung von Dingen ansehen muss, die man schon für lange abgethan ansah. Obenhin betrachtet, handelt es sich da um ein Wiederaufleben, in der That war der entsprechende Glaube noch vorhanden, wenn auch durch eine Decke verborgen; unter günstigen Umständen gelangt auch die schon ersterbende Pflanze noch einmal zu üppigem Wachstum. Dass der moderne Spiritismus mit seinem Tischrücken und seinen Geistererscheinungen, dass die Klopfgeister, welche noch jüngst zu Resau in der Nähe der Reichshauptstadt ihr Wesen trieben und sogar im Kreise der Studierten Glaubende fanden, nichts sind als eine andere Form des alten Gespensterglaubens, welcher wieder in heidnischen Anschauungen wurzelt, die frühere Geschlechter von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und von dem Wirken und Walten von geistigen Wesen in Natur und Menschenleben hatten, darüber dürfte doch unter Menschen,

verzichte. Es ist also ursprünglich das Zeichen der Wehrloserklärung, dann der Unterordnung unter fremden Willen. So sollen z. B. nach dem Sachsenspiegel (III 69, 1, Ausg. v. Weiske—Hildebrandt) Richter und Schöffen bei der Rechtsprechung ohne Kopfbedeckung sein. Nicht anders ist es, wenn wir den Hut abnehmen, sobald wir in das Zimmer eines andern Menschen eintreten. Da hat ein anderer zu befehlen, heisst unser Hauptentblössen. Derselben Quelle entspringt der militärische Gruss, welchen der Offizier im Salutieren mit dem Degen, der Soldat im Präsentieren des Gewehres ausführt. Anfänglich ist es das Hingeben der Waffe an den Sieger, dann die Erklärung der Unterwerfung unter fremden Befehl, was auch das preussische Handanlegen an die Kopfbedeckung und das Stillstehen besagt. Ganz anders ist der orientalische Gruss zu deuten, bei welchem der Grüssende sich zur Erde wirft. Da haben wir die Form der Anbetung, der Gegrüsste wird wie ein höheres Wesen betrachtet; dieser Gruss ist also religiösen Ursprungs.

welche wirklich dem ausgehenden 19ten Jahrhundert angehören, kein Streit sein.[1])

III.

Der Kampf des Christentums mit dem germanischen Heidentum.

Noch deutlicher wird die Natur des Aberglaubens und religiös gearteten Volksbrauches, wenn wir einen kirchengeschichtlichen Rückblick thun und uns auf die Erörterung der Frage einlassen: Wie kam es doch, dass trotz der ausgebreiteten und energischen Arbeit der Kirche sich so zahlreiche altheidnische Vorstellungen bis zur Gegenwart herübergerettet haben? Zwei Gründe giebt es dafür; sie liegen in der Natur der christlichen Lehre einerseits und in dem Verfahren anderseits, welches die Organe der Kirche bei der Bekehrung und weiterhin anwandten.

Der altgermanische Glaube kannte eine bunte Mannigfaltigkeit von Göttern und göttlichen Wesen höheren und niederen Ranges. Die religiöse Phantasie bevölkerte die verschiedenen Gebiete der Natur, Feld und Wald, Wasser und Wiese, Berg und Bäume, das Innere der Erde und den Himmel mit göttlichen Geistern und dachte sie geschäftig, alle die Erscheinungen hervorzurufen, welche sich dem Beobachter der Natur aufdrängen. Diesem Glauben mit seinem bunten und zahlreichen Götterpersonal stelle man im Geiste das Christentum gegenüber mit dem das ganze All umspannenden und durchdringenden e i n e n Gott. Die neue Lehre sah noch dazu ihre Aufgabe nur darin, für das Heil der Seele zu sorgen, nicht aber darin, über die Entstehung der Himmelserscheinungen oder über die Veränderungen in Wald und Flur Auskunft zu geben. Nimmt man hinzu, dass die derartige Fragen beantwortenden alten Vorstellungen mit dem Denken und Thun des Volkes auf das engste verbunden waren, so erklärt sich schon jetzt, dass in dem Gemüte des Germanen auch nach seiner Bekehrung zu der neuen Religion neben dem gewaltigen Christengotte wohl Platz genug blieb für die früher verehrten göttlichen Wesen.

Vor allem entscheidend aber war bei dem Zusammenstoss der heidnischen und christlichen Weltanschauung das Verhalten der Bekehrer. Wären diese aufgetreten mit der Behauptung: die von euch verehrten Götter, euer Wodan, Donar und eure Frija, eure Elfen, Nixen und Kobolde existieren überhaupt nicht, so wären ihnen die Zuhörer gewiss davongelaufen. Es kam vielmehr darauf an, diese zu überzeugen, dass der neue Gott mächtiger und gewaltiger sei als i h r e Götter. Gewiss umstanden die Chatten den Bonifatius, welcher die Donareiche bei Geismar zerschmetterte, mit der gespannten Erwartung, dass Donar selbst den fremden Eindringling

[1]) Philosophisch führt dies des Näheren aus Wundt, Essays XIII. Wer sich kulturgeschichtlich und ethnographisch orientieren will, findet reiche Belehrung bei Tylor a. a. O. Kap. 4 und Kap. 11 ffd.

mit seinem Hammer zerschmettern werde. Erst als dies nicht geschah, hielten sie die Überlegenheit des Christengottes für erwiesen und liessen sich taufen. Übrigens lag es auch den Sendboten des Evangeliums durchaus fern, das Dasein der heidnischen Götter zu leugnen. Wie sie selbst an gute und böse Engel glaubten, so hielten sie auch die Götter der Germanen für wirkliche Wesen, nur waren diese in ihren Augen böse Dämonen und wurden als Mächte der Finsternis betrachtet.[1])

In diesem Sinne wurden die Neubekehrten durch die Kirche unterrichtet und gewöhnt. Die alten Heidengötter gingen also mit dem Vorstellungskreise der Germanen in das Christentum hinüber, nur dass die hohen Götter des alten Glaubens, insofern sie bis jetzt als gute Geister verehrt waren, fortan als Stifter des Bösen gefürchtet wurden. Nun aber lehrte das Christentum keine Vielheit böser Geister; es erklärt sich daher, dass die hohen Geister des Germanenhimmels bei ihrem Verschwinden viele Züge an den einen Fürsten der Hölle, den Teufel abgaben. Wer sich den Teufel denkt mit Bockshörnern, Schwanz und Pferdefuss, der kann sich dafür nicht auf die Bibel berufen, sondern steht mit seinen Vorstellungen unter dem Einflusse germanischer Mythologie.

Eigentümlicher Weise haben die Deutschen einen dummen Teufel, während ihm doch nach biblischer Anschauung überlistende Klugheit eigen ist. Das kommt von den Riesen des altgermanischen Glaubens her, welche ebensowenig wie der Cyclop in der Odyssee mit der gewaltigen Kraft einen scharfen Verstand vereinigen und deshalb oft betrogen werden. Dieser Zug ging nun auf den Teufel mit über, wenn er in der Sage an die Stelle der Riesen trat. Solche Überlistung ist besonders zu finden in den Erzählungen, welche die Anhäufung von grossen Steinmassen an irgend einem Ort oder die Entstehung eines eigentümlichen Bauwerkes erklären.[2])

Die alten Germanen opferten den Göttern, besonders wohl dem Wodan, mit Vorliebe Pferde, und natürlich verzehrte, wie das bei allen heidnischen Opfern war, die Opfergenossenschaft auf der Metbank das Fleisch der Tiere.[3]) Die Köpfe, als das Edelste vom Pferde, wurden an heiligen Bäumen, an Gebäuden und sonstwo aufgehängt. Zunächst ein Beweis frommen Sinnes für den, welcher das Opfer dargebracht hatte, galt dann wohl bald das Pferdehaupt als unentbehrliches Wahrzeichen jeder Wohnung eines Germanen und wurde als solches, in Holz nachgebildet, beim Bau derselben an hervorragender Stelle angebracht. Die niederdeutschen Bauern-

[1]) Schon der Apostel Paulus sieht wenigstens im Götzendienste der Heiden Dämonen wirksam; später erst sah man wohl jeden heidnischen Gott für einen bösen Dämon an; vgl. Rogge, Der sittlich-religiöse Charakter des Heidentums bei Paulus. Leipzig. Reichardt 1888, bes. § 15. Dass die Kirche diese Anschauungen hatte, sieht man aus dem alten sächsischen Taufgelöbnis (in Müllenhoffs und Scherers Denkmälern S. 153), wo es heisst: Ek forsachu Thuner ende Woden ende Sachsnote ende allem them unholdum.

[2]) Ich erinnere nur an die Erzählung von der Mühle bei Quäsdow, Kreis Schlawe; Knoop 208 und 9 und 140 (der Steinhaufen im Gardeschen See).

[3]) vgl. Grimm, Mythologie[1] S. 27 und 28.

häuser, so auch hier in Pommern, zeigen noch heute meist oben im Giebelfirst diesen Schmuck; wo der Pferdekopf nicht mehr deutlich ausgeprägt ist, finden sich für gewöhnlich wenigstens im Giebel zwei kreuzweise über den First hinausragende Holzfortsätze, welche, an sich zwecklos, nur darin ihre Erklärung finden, dass sie an Stelle der ehemaligen Pferdeköpfe getreten sind. Jedenfalls wird aus alle dem deutlich, wie sehr das Ross mit dem religiösen Glauben der Germanen verwachsen war. Kein Wunder daher auch, dass die Kirche mit der grössten Entschiedenheit grade gegen die Pferdeopfer ankämpfte.[1]) Mit welchem Erfolge dies geschehen ist, das kann man daraus ersehen, dass heute jedermann einen gewissen Widerwillen gegen Pferdefleisch hat. Derselbe ist kein in der Sache begründeter, sondern als Ergebnis der religiösen Zucht, welche das christliche Rom auf den Germanen ausgeübt hat, also als ein Niederschlag anzusehen, welchen der Kampf des Christentums mit altgermanischem Heidentum zurückgelassen hat.

Ein solcher uns infolge der Gewöhnung natürlich erscheinender Abscheu hat besonders auch niederen Tieren gegenüber vielfach religiösen Ursprung. Bei den alten Germanen wurde wie bei andern Völkern streng unterschieden zwischen opferbaren und nicht opferbaren Tieren. Im Althochdeutschen heisst zëbar das Opfertier (= ags. tifer, an. tafn). Ungeziefer (mhd. ungeziber) ist also eigentlich dasjenige Tier, welches als unreines nicht Opfertier sein kann.[2]) Solche Tiere betrachtete man mit gleichem Widerwillen wie etwa der strenge Jude das Schwein. Der Anblick von Raupen, Spinnen und ähnlichem Getier erweckt, obgleich der Unbefangene es oft nach Farbe und Gestalt gar nicht für hässlich erklären kann, unangenehme Empfindungen, und solche Wesen zu berühren kostet auch dem erleuchteten Kulturmenschen Überwindung. Mögen auch zum Teil andere Gründe mitwirken, eine zutreffende Erklärung findet im allgemeinen dieser Grad psychischer Erregung erst, wenn man auf die religiösen Anschauungen des alten Germanen von nicht opferfähigen Tieren zurückgreift und sich diese in ihrer Wirkung von Geschlecht auf Geschlecht bis zur Gegenwart fortgepflanzt denkt. Und zwar zeigt sich hier die Nachwirkung einer unverfälschten und nicht veränderten heidnischen Vorstellung, während wir in dem Widerwillen gegen das Pferdefleisch eine unter christlichem Einfluss vollzogene Verkehrung in das Gegenteil fanden.[3])

---

[1]) „Den Thüringern wurde noch zur Zeit des Bonifatius das Verbot des Pferdefleisches eingeschärft." Grimm a. a. O. S. 28.

[2]) Vgl. Kluge a. a. O., Weinhold, Deutsches Wörterbuch unter „Ungeziefer" und Schweizer-Sidler zu Tacitus' Germania Kap. 9.

[3]) Und natürlich; denn gegen diese Anschauung von nicht opferfähigen Tieren anzukämpfen hatte die Kirche keine Veranlassung; dagegen musste sie gegen die grossen Opfermale, bei denen das Pferdefleisch verspeist wurde, ebenso gut vorgehen wie einst der Apostel Paulus bei den Korinthern gegen die Teilnahme am Götzenopfer, weil bei solchen Gelegenheiten die alten heidnischen Ausschweifungen und Zügellosigkeiten sich immer wieder geltend machen; vergl. 1. Kor. 8.

Es kommt auch der Fall vor, dass in verschiedenen Gegenden Deutschlands einmal die heidnische, ein andermal die im christlichen Sinne umgestaltete Anschauung vorhanden ist. In der Altmark und auch in Pommern, wie ich höre, gilt der Freitag als ein für Hochzeiten bevorzugter Tag; in Thüringen hat man in dieser Beziehung grade ein Vorurteil gegen ihn. Beides ist sehr natürlich. Der Freitag war der Frija, der heidnischen Göttin der Liebe und der Ehe geweiht; wer also an der für die Eheschliessung günstigen Bedeutung dieses Tages festhält, der folgt der alten, heidnischen Überlieferung. In Thüringen dagegen ist es der christlichen Kirche, welcher die germanische Göttin als ein böser, teuflischer Dämon galt, gelungen, denselben Tag in Misskredit zu bringen, und dies mochte sie um so leichter erreichen, weil der Heiland an einem Freitag für der Menschheit Wohl den Tod erlitt.

So etwa ging es bei der Bekehrung zum Christentum her. Wir sehen: es ist ein Kampf zweier Weltanschauungen mit einander. Beim Kampfe aber ist der Überwinder niemals durchweg der Sieger. Ich erinnere an den Kampf zwischen Rom und Griechenland, in dem die triumphierenden Römer, wie schon Horaz sagt, vollständig in die geistige Gefolgschaft der gebildeten Griechen gerieten. Die Wirksamkeit der Kirche liess es einerseits zu, dass altheidnische Anschauungen unbeanstandet mit in das Christentum hinüber genommen wurden, oder übte anderseits den Einfluss aus, dass die Vorstellungen der germanischen Religion im christlichen Sinne umgestaltet wurden, oder liess sich endlich auch gefallen, dass christliche Vorstellungen aus dem Heidenglauben bereichert und verändert wurden, wie das z. B. in der Teufelsvorstellung geschehen ist.

IV.

Der Umwandelungsprozess in Sage und Aberglauben.

Es wäre lohnend, die Stufen zu verfolgen, welche die alten Mythen oder Göttersagen durchlaufen, bis jene Gestalt herauskommt, in welcher dieselben, sei es in der Litteratur oder in den von Mund zu Mund gehenden Erzählungen des Volkes fortleben; doch würde uns dies von unserer Aufgebe abführen.[1] Nur einiges, was die Volkssage anbetrifft, gehört hierher. Diese Erörterung giebt uns zugleich einen Einblick in den ganzen Entwickelungs- und Umwandlungsprozess der alten Götter- und Heldensagen.

Die Götter, welche ein Erzeugnis der Volksphantasie sind, verändern sich im Laufe der Geschichte mit den Menschen, und

[1] Ich erinnere nur an das Märchen, das jedenfalls nicht mit Benfey durchweg auf indischen Ursprung zurückgeführt werden kann, sondern vielfach uraltes germanisches, auch vereinzelt indogermanisches Erbgut ist. Ganz deutlich erscheint das Marchen von Dornröschen als letzte Gestalt des Mythus von Siegfried und Brunhild. Dies nimmt auch Symons in seinen Ausführungen über die Heldensage an; vgl. in Pauls Grundriss 2. Bd., VII. Abschn. S. 24 u. 25.

es tritt oft der Fall ein, dass, was ursprünglich als Werk und Erlebnis eines Gottes erzählt war, in späterer Zeit auf einen Helden übertragen wurde. Die bewundernde Nachwelt schmückt die Thaten der Helden in lebhaftem Gedenken über das menschliche Mass aus, und so mag der Held in der Sage leicht mit dem Gotte verschmelzen.[1]) Man denke nur an unsere Nibelungen und Gudrun, wo, wenigstens nach der gewöhnlichen Annahme, z. B. Siegfried und Wate ins Heldenhafte übergegangene Götter sind. So schliesst sich die Heldensage an die Göttersage an, und weiterhin lebt dann in der Volkssage das Erbteil der Uralmen bis zu den fernsten Zeiten fort. Die alten Erzählungen erfahren aber im Wandel der Dinge immer neue Veränderungen; besonders wechseln die Personen darin. Die grosse Masse des Volkes weiss von der Geschichte aus Büchern wenig oder gar nichts. Die ehemals bewunderten Helden kommen ihm aus dem Gedächtnis, und was ist natürlicher, als dass neue Männer, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, an die Stelle treten! So werden die Gestalten der Sage mit andern vertauscht, aber die Form oder der Rahmen, der Grundtypus der Erzählung bleibt unverändert. Anschauliche Beispiele bietet uns der Kreis von Sagen, welche auf die Mythen von Wodan zurückgehen.

Nach dem Glauben der alten Germanen wohnt der Götterkönig mit seinem Gefolge zeitweilig in einem Berge, aus welchem er dann plötzlich zu grossen Unternehmungen hervorbricht. Zu seiner Umgebung gehören auch zwei Raben. Hiernach ist die Sage vom Kaiser Rotbart, welcher in dem Kyffhäuser verzaubert war, leicht zu deuten. Haben wir doch selbst das Glück gehabt zu erleben, dass der lange gefangen gehaltene, im Verborgenen schlummernde Held zum neuen Wirken hervorkam. Freilich nicht ein Barbarossa, sondern ein Barba blanca vollbrachte die entscheidenden Kriegsthaten, welchen wir die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches verdanken. Dass diese Wodansage auch in unserer Zeit nicht aufgehört hat, ihre Blüten zu treiben, dafür erhielt ich während meiner Studienzeit in Erlangen einen Beweis. Maximilian II von Baiern war ein von seinem Volke hochverehrter und geliebter [illegible]nt; von ihm erzählten noch Ende der sechziger Jahre die bairischen Bauern in der Rhön, er sei nicht gestorben, sondern werde irgendwo von seinen Feinden in einem Berge oder in einem fernen Lande gefangen gehalten, bis dass er, vom Schicksal berufen, in sein Land zurückkehre, um das Glück desselben zu vollenden.

Die altgermanische Göttersage erzählt weiter von Wodan, dass er in menschlicher Gestalt und Kleidung die Dörfer und Städte

[1]) Dieser Hergang ist als der gewöhnliche auch von der neueren Forschung nicht in Zweifel gezogen. Es wird aber allerdings wahrscheinlich gemacht, dass nicht, wie J. Grimm wollte, alle Heroen verblasste Götter seien, dass also vielmehr die Heroensage neben der Göttersage einen selbständigen Ursprung hat; vgl. Symons a. a. O. S. 4. Meyer, „Indogerman. Mythen" waren mir nicht zugänglich.

aufsuche, um das Thun und Treiben der Menschen zu beobachten und um zu prüfen, ob Recht und gute Sitte geübt werde, ob insbesondere die Pflichten des Gastrechtes ihre Erfüllung fänden. Strafe für den Übertreter, Glück und Segen für den Frommen und Guten, das ist es, was sich an seine Spuren heftet.[1]) Eine grosse Anzahl von Erzählungen sind aus dieser Grundform hervorgegangen, so z. B. auch das Grimmsche Märchen vom Reichen und Armen. Nur an zwei deutsche Volkssagen[2]) möchte ich erinnern, weil sie aus der allerneusten Zeit stammen. Sie betreffen beide einen edlen Sprössling des Hohenzollernhauses, dessen zu frühes Hinscheiden nicht weniger die Teilnahme des ganzen deutschen Volkes erregte, wie nachher die tückische Krankheit des hochverehrten Kaisers Friedrich, es ist der Prinz Friedrich Karl. Eine Frau aus Rombitten in Ostpreussen erzählte von ihm folgendes:

„Es is noch nich lange her, da war der Prinz (Friedrich) Karl bei mir zum Besuch. Er reist dazumal durchs Land. Er is ja öfters hier in der Gegend gewesen. Dasmal war's so im Frühling oder anfangs Sommer. Ich war ganz allein zu Haus'; un es war noch früh am Morgen. Die grossen Jungens waren in der Arbeit un die andern Kinder in der Schul'. Un ich sass am Wirkgestell un wirkt'. Da kam von Kattern ein Wagen her, so den Weg entlang; nu aus dem Wagen stieg ein Herr. Ich lief vor die Thür un sah, wie der Herr auf der Strass' steh'n blieb un sich umkiekt; un ich wundert' mich doch, was für'n Mann der Unbekannte wär'. Als er sich aber umdreht', — da lief ich in das Haus zurück! Ich setzt' mich gleich an mein Wirkgestell, hatt' nur 'n paarmal durchgeschossen, da kam der Herr allhier vorbei; ich sah aus dem Fenster, ob er wo eintreten wird. Nei, er trat nirgends ein.

Der Wagen fuhr bis an die Brück'; nu nu ging der Herr auch da hin un besprach sich mit dem Kutscher. Ich lief raus nu kiekt um die Eck', un dann lief ich wieder zurück. Aber da kam er ins Haus un in meine Stub'. Ich hatt' neben dem Gestell 'ne Bank steh'n, damit mir nich gleich beim Vorübergeh'n an den Kamm gestossen würd. Auf die Bank setzt' er sich. „Guten Morgen!“ sagt' er; un ich sagt' auch: „Guten Morgen!“ Er hat so'ne frische Stimme. Un um den Kopf hat er Locken bis auf die Schultern. Er hatt' keine Militärkleider an, sondern andre. Er hatt' auch keinen Bart. Un die langen Haar' hatt' er sich doch gewiss wachsen lassen, damit er nich zu kennen wär'; denn er bereist' ja heimlich das Land un wollt' sich nich verraten.

Na, nu fragt' er denn, ob die Kartoffeln im letzten Jahr gut geraten wären. „O ja!“ sagt' ich, „der liebe Gott hat uns recht

---

[1]) Dasselbe Thema behandelt die Erzählung von Philemon und Baucis, die Ovid gewiss bei seiner Reise durch Kleinasien kennen lernte. Als der Apostel Paulus etwa 70 Jahre später mit Barnabas nach Lystra kam, lebte die Sage dort noch, wie der Bericht der Apostelgesch. 14, 11; 12 deutlich zu verstehen giebt.

[2]) O. Schwebel, Hohenzollernsagen S. 447 48 u. 449—50.

viel Kartoffeln gegeben; wir haben genug.“ „So'ne Frau hab' ich all lang' nich angetroffen,“ sagt' er; das freut mich. Überall, wo ich hinkomm' nu frag', wie der liebe Gott die Ernt' gegeben hat, heisst es: „Ach, wir haben nichts; uns hat der liebe Gott nichts gegeben. Der giebt uns all lang' nichts mehr. Ja, den Reichen! den' giebt er! Aber Sie sagen anders. Das soll Ihnen zum Segen sein! Der liebe Gott wird Ihnen schon weiter helfen.“ Un immerzu red't er vom lieben Gott nu fragt nach allem möglichen.

Ich dacht' aber bei mir: „musst' ihm doch was anbieten! Un da er doch 'n feiner Herr war, un wir in dem Jahr geschlacht' hatten, so ging ich nu holt' ihm 'n Stückchen Speck un legt' ihm das auf 'n Schneetchen schlechtgemahlenes Brot, un dann setzt' ich ihm noch 'n Tapf Milch hin nu fragt': ob ich ihm das anbieten könnt'. O ja, er nähm' gern! Nu ass er un trank. Aber er liess von der Milch so viel wie 'n guten Schluck übrig un von dem Brot liess er ein Stückchen übrig. Ich fragt' ihn, warum er das thät'. „Das muss ich so thun,“ sagt' er, „damit es Ihnen nie an all dem fehlt. Wenn ich nichts übrig lass', behalten Sie nichts im Haus'. Nu aber soll es Ihnen der liebe Gott zehnfältig segnen!“ Un er hat mir immerzu alles Gute gewünscht. Er war so sehr freundlich. Nach 'ner Weil fuhr er ab.

Als nachher mein Mann nach Haus kam un ich ihm sagt', dass die andern Leut' sich ausgerechnet hätten, das wär' der Prinz Friedrich Karl gewesen, sagt' er: „Na, wer weiss, was das für 'n Student gewesen sein mag!“ Aber nei, die Leut' konnten dem Prinzen doch nachrechnen, wo er sich unlängst aufgehalten hätt'. Ja, er wurd' oft aufgefordert, bei reichen Herrschaften zu speisen; aber das nahm er nich an; er trat lieber bei Arme ein.“

Ein Landmann aus Ulpitten wusste folgendes zu berichten:

Ich hab in meinem Leben nur einen einzigen Prinzen gesehen, nu das war Prinz Friedrich Karl, der jetzt gestorben is. Das war dazumal, als er durchs Land betteln ging. Ja wahrhaftig, es is wahr! Die Leut' in Klein-Karnitten hatten ihn auch geseh'n. Ich weiss noch alles ganz genau. Der Prinz hatt' sich als Bettler verkleidet un liess sich durch's Land fahren. Aber immer vor'm Dorf stieg er ab nu kam zu Fuss. Un so kam er auch zu der Frau, bei der ich mich krats (grade) aufhielt.

Ich stand mit andern im Hausflur, un die Frau war in der Stub'. Als nu jener Mann ankam, besah ich ihn mir ganz genau. Er hatt' griese Bettlerkleider an un ganz runtergetretne, abgeschnittne Schlorren; aber durch das zerrissne Leder kuckten Wichsstifel; un das fiel mir auf. Auch wie hernach der Mann wegging, sah ich ihm nach, denn die Schlorren klappten immer aus, un die Wichsstiefel kamen zum Vorschein. Aber zumeist fiel mir das Gesicht auf. Der Mann hatt' so 'ne reine Haut; un die Bettler seh'n immer so verwischt aus. Er hatt' 'n Bart un sah recht gut aus. Kinder, Leut! dacht ich, was is das für 'n Bettler! Die

Wenktiner seh'n doch immer so aus, dass man vor ihnen laufen möcht'; aber dieser sieht so lieblich aus. Die Frau gab dem Mann 'n Geldstück. Weiss der liebe Gott, ob er um Essen sonst was gebeten hatt'! Er ging von Haus zu Haus un bettelt'. Hier oder dort kreeg' er Geld. Die Leut' sagten: er zög' so im Land umher, um auszukundschaften, ob man den Bettlern etwas geben möcht'; das hatt' er sich so vorgenommen.

Als er nu aus jenem Hause weggirg, sagt' ich zu der Frau: „Na, hören Sie," sagt ich, „so 'n Bettler hab' ich doch all mein Lebtag nich geseh'n. Haben Sie denn schon so einen geseh'n?" — „Nei," sagt sie, „das muss ich sagen, so 'n Bettler is mir noch nich vorgekommen." Wir verwunderten uns auch nich wenig. Hernach sagten alle Leut', dass es der Prinz Friedrich Karl gewesen sei. Ich glaub', es wurd' ihm dann bis Liebmühl nachgefahren, aber man hat ihn nich eingeholt."

Dass der Prinz Friedrich Karl in Wirklichkeit verkleidet solche Wanderungen unternommen hätte, davon ist mir nichts bekannt. Wohl aber war er in ganz Deutschland, sicherlich überall in Preussen ausserordentlich beliebt. So erklärt sich's, dass auf ihn übertragen wurde, was nach dem Verschwinden des alten Göttervaters Wodan von manchem Lieblingshelden des Volkes z. B. dem alten Fritzen[1]) erzählt war. Wem eine solche Umgestaltung alter Sagen und Erzählungen zweifelhaft erscheinen will, der sei an das Schicksal weitverbreiter Anekdoten erinnert. Ein anderes Geschlecht überträgt dieselben oft genug auf Personen seiner Zeit, welchen die allgemeine Bewunderung zu teil wird.[2]) Ganz ebenso geht es der alten Götter- und Heldensage und ihrem letzten Ausläufer, der Volkssage.

Wodan ist vor allen Dingen der Kriegsgott, in seinen Händen liegt also die Entscheidung der Schlacht. Seinen Lieblingen steht er im Getümmel des Kampfes bei und verleiht ihnen Ruhm und Sieg, aber dafür beansprucht er, dass sie nach tapferem Tode auf dem Felde der Ehre in das Heer seiner Auserwählten eintreten, um ihm im Streite gegen seine eignen Widersacher beizustehen. Ist die Stunde ihres Todes gekommen, so tritt er ihnen im Schlachtgewühl selbst entgegen, stösst ihnen das Schwert in die Brust, und die Walkyren entführen sie durch die Luft. So erzählt der nordische Mythus; in Deutschland lässt sich derselbe zwar, wie mir Gering mitteilt, nicht nachweisen, jedenfalls aber ist der Typus der Sage vorhanden gewesen.

Später trat an Wodans Stelle der Teufel, und das Verhältnis Wodans zu seinen Lieblingshelden findet sein Nachspiel in den Teufelspakten, von denen in früherer Zeit viel erzählt wurde — man denke nur an die Faustsage — welche sich aber auch in der

[1]) Vgl. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark S. 144.

[2]) So wurde mir vor etwa 3 Jahren die pommersche Sage von den 7 Lebaern im Himmel (bei Knoop No. 80) so erzählt, dass Wilhelm I und sein Reichskanzler vor die Himmelsthür kommen.



Gegenwart noch nicht ausgelebt hat.[1]) — Eine Wiederbelebung erfuhr diese Sage z. B. im Jahre 1866 bei dem österreichischen Landvolke. Dieses vermochte die vernichtende Wirkung des Zündnadelgewehrs nicht auf natürlichem Wege zu erklären. So wurde denn gefabelt, der Böse sei dabei im Spiel; daher komme es, dass das Gewehr sich von selber lade, wenn der Preusse nur daran klopfe. Wer diese Erfindung dem Teufel abgekauft, das raunte man sich verstohlen ins Ohr: natürlich war das unser jetziger Reichskanzler, der Urheber des damaligen Krieges. Um welchen Preis das geschehen sein musste, war von selbst klar.[2]) — Ähnlich wie die österreichischen Bauern das preussische Zündnadelgewehr, fassten die Bewohner der stillen Alpenthäler — es war wohl in Tirol — die ihnen bisher fremde Einrichtung der Eisenbahnen auf, als die Schienenwege bis in ihre Berge hinauf fortgesetzt wurden. Eine so wunderbare Erfindung konnte nach ihren Begriffen nicht von einem menschlichen Verstande ausgehen. Es hiess, der Fiskus oder die Eisenbahngesellschaft habe sie vom Teufel erstanden. Daher sei von jedem Personentransport der zuletzt eingestiegene Passagier dem Herrscher der Hölle verfallen und steige immer einer weniger aus als eingestiegen.

So ist der Aberglaube unter der Nachwirkung des Alten bemüht, grosse besonders in die Augen fallende Ereignisse dadurch zu erklären, dass er sie auf übernatürliche Kräfte zurückführt; oft genug geschieht das auch mit den Vorkommnissen des alltäglichen Lebens, in jenen stillen Kreisen, wo schon ein ungewöhnlicher Wagen mit einem aufschneiderischen Reisenden zum Gegenstande eines lebhaften Tagesgespräches wird. So findet sich in sehr vielen Dörfern Nord- und Mitteldeutschlands der Glaube, irgend ein Bewohner desselben stehe mit bösen Mächten in Verbindung und verdanke diesen seinen Wohlstand. Es wird freilich für einen Fremden, der es nicht versteht, mit dem misstrauischen Landvolke zu verkehren, nicht immer leicht sein, sichere Auskunft zu erhalten, besonders da in solchen Sachen noch eine besondere Zurückhaltung geübt zu werden pflegt. Die Erzähler selbst, welche einmal ihr Herz öffnen, nehmen gewöhnlich die Haltung des Aufgeklärten an, das sollte ich selbst in solchen Fällen mehrfach erfahren; aber wer sich etwas auf Psychologie versteht, wird sich über ihre wahre Gemütsverfassung nicht täuschen lassen und entdeckt dabei leicht, dass sie über den Glauben, welchen sie andern zuschreiben, selbst nicht hinweg sind.

Die hier in Betracht kommende Lage der Dinge ist gewöhnlich folgende. Im Dorfe befindet sich ein Besitzer, dem in seiner Wirtschaft alles überraschend von statten geht; alle seine Unter-

[1]) Bei Knoop gehört dahin z. B. die schon oben angeführte Sage von der Mühle bei Quäsdow.

[2]) Diese Erzählung und die folgende fand ich in einem der Bände von Dahns „Bausteinen", denen ich auch sonst, ohne dass ich es jetzt noch in Einzelnen anzugeben vermag, mancherlei verdanke.

nehmungen laufen gut ab; sein Vieh im Stalle gedeiht; die Saaten auf dem Felde stehen besser als bei allen Nachbarn, und wenn erst der Körnerertrag gewonnen ist, so reichen bei diesem Glücklichen die Vorräte weit über die gewöhnliche Zeitgrenze hinaus. Woran liegt das? fragt der Volksmund.

Überall giebt es Menschen, bei welchen der Hang zum Wunderbaren besonders ausgeprägt ist; sie wissen von vielen Erlebnissen zu berichten, für welche die moderne Naturwissenschaft die Erklärung nicht übernehmen kann. Solche Persönlichkeiten sind mit ihrer Auskunft schnell bei der Hand. Es war in dunkler Nacht, so berichtet dann wohl ein Erzähler, die Mitternacht rückte näher und näher heran; da wurde plötzlich ein Feuerschein sichtbar, und eine Erscheinung, vergleichbar einem Wisbaum, d. h. einem grossen Bindebaum, wie man ihn über einem Fuder Heu anbringt, um die Last auf dem Wagen zu befestigen, strich durch die Luft hin und verschwand über dem Gehöft des Nachbars. Das fliegende Ungetüm war, so wird mit geheimnisvoller Miene versichert, der Drache, welcher mit dem Raube heimkehrte, den er seinem Günstling zutrug.

Ein andrer Berichterstatter, der selbst bei dem beneideten und beargwöhnten Besitzer im Hause aus- und einging, hat gefunden, dass auf dem Hofe allerdings nicht alles geheuer ist. So sollen in der Nacht die Pferde plötzlich und ohne Grund unruhig werden und wild um sich schlagen. Auch zeigt sich, so hat man beobachtet, auf dem Gehöfte zeitweilig ein schwarzer Kater mit besonders funkelnden Augen, der seine ganz besonderen Eigentümlichkeiten besitzt. Und wer ganz und völlig in die Heimlichkeiten der betreffenden Behausung eingedrungen ist, der raunt anderen verstohlen zu, im Keller oder auf dem Boden werde von dem Wirt in dunkler Ecke ein kleines Männchen, der Kobold, beherbergt, dessen hervorragendes Kleidungsstück ein rotes Röckchen sei. Ernährt werde es mit süsser Milch und gebackneu Pflaumen. Dasselbe halte streng darauf, dass seine Ansprüche befriedigt würden, sonst versage es seine weitere Hülfe und nehme wohl auch erbitterte Rache. Wenn der Besuch Unberufener nicht zu erwarten stehe, also die Luft so zu sagen rein sei, dann halte sich das Männchen in der Gesellschaft des Hausherrn oder der Hausfrau, und habe mit ihnen zusammen etwa auf dem Grossvaterstuhl am warmen Ofen seinen Platz, und nur zu gern lasse sich dasselbe hätscheln und streicheln.

Ich kam einmal, so erzählte mir z. B. in der Altmark ein schon bejahrter Landmann mehrmals, gegen Abend von Stendal; es war im Schummrigen (in der Dämmerung). Ich war den Fusssteig durch das Korn gegangen und trat eben nahe beim Dorfe auf den Stadtweg hinaus. Da sehe ich einen roten Hahn, der da noch ganz allein im Wege herumscharrt. Ich denke: Na, die Hühner sind doch längst zu Bett und rufe: Was hast denn du hier noch zu thun? Und dabei schlage ich mit dem Stocke nach

dem Hahn. Sogleich war er verschwunden, ich merkte aber eine schwere Last auf meinem Rücken und hatte solche innerliche Angst. Wie ich nun fortlaufen wollte, wurde die Tracht immer schwerer und ich stöhnte, was ich konnte. Da kam ich an X's Thorweg — es ist der beargwöhnte Bauer —. Mit einem Male war die Huckepacke (Last) weg, und ich konnte frei nach Hause laufen. Wenn ich aber später abends wieder einen Hahn sah, so bin ich ihm aus dem Wege gegangen; ich wusste ja dann, dass es nicht ganz richtig wäre.

Ein Knecht, der bei dem Bauer mit dem rotjackten Jungen, so heisst der Name des Kobolds in der Gegend von Stendal, diente, kam einmal Abends spät aus dem Kobbel (der Spinnstube) nach Hause. Das Hofthor war verschlossen, er musste also übersteigen. Als er eben das eine Bein hinübergeschlagen hat, sitzt er rittlings fest und kann nicht rückwärts nicht vorwärts. Der Angstschweiss läuft ihm herunter, und er weiss sich nicht zu helfen. Lange muss er so auf dem Thore hangen bleiben, da ist es ihm, als wenn plötzlich ein Wasserstrahl in sein Gesicht trifft. Er fühlt sich befreit und eilt spornstreichs ins Zell (Schlafraum der Knechte beim Pferdestall). Aber auch in der Nacht war es nicht geheuer. Die Pferde schlugen fortwährend um sich. Die Knechte aber zogen die Decken über die Ohren; sie wussten ja, was daran schuld war.

Kommt man einmal darüber zu, dass der Hausgeist in einer fremden Scheune für seinen Günstling einheimst, etwa beim Erbsenausmachen im Tass (auf der Banse) beschäftigt ist, so kann man ihn bannen. Man muss nur an einem Wagen auf der Scheundiele (Tenne) ein Rad verkehrt aufstecken. Dann darf man mit dem Diebe machen, was man will. Zuerst verpflichtet man ihn natürlich, den Raub zurückzulassen und nie wieder in die Scheune einzubrechen. Der Ertappte bittet und fleht, man solle ihn frei lassen, und sagt natürlich alles zu; aber er weiss, dass ihm Schlimmes bevorsteht. Schnell ist ein Gehülfe geholt, und nun schlagen die Zwei mit Knitteln auf den Gebannten los. „Eins, zwei,“ „eins, zwei,“ heisst es, während die Hiebe heruntersausen. Der Geschlagene winselt und klagt und gelobt Besserung; aber er muss erst seine gehörige Strafe haben. Endlich als es des Guten genug ist, ruft einer der Prügelnden bei seinem Schlage „drei“, und der Dieb ist verschwunden.

Auch wenn der Drache — in der Luft erscheint der Hausgeist als Drache — mit seiner Beute heimzieht, kann man sie ihm abjagen. Man muss ihn, während er über dem Beobachter ist, anrufen. Da heisst es aber dann schnell unter Dach und Fach kommen. Gelingt dies rechtzeitig, so fällt die ganze Ladung des Drachen herab und wird Eigentum des Rufers. Aber wehe ihm, wenn die Fracht auf ihn selbst herabkommt, während er noch im Freien ist. Was ihn trifft, ist der stinkendste Unrat, den man sich denken kann; und der Beschüttete vermag sich sein Lebtag nicht davon zu befreien.

Wer sich gegen alle solche Erzählungen ungläubig zeigen wollte, der wird auf das eigentümlich zurückhaltende Wesen derjenigen hingewiesen, welchen man einen solchen Verkehr mit übernatürlichen Wesen zuschreibt. Dass ein derartiges Benehmen grade eine Folge des ausweichenden Verhaltens ist, welches man diesen Personen gegenüber beobachtet, das wird dabei übersehen.

Es tritt hier deutlich zu Tage, dass der Aberglaube den guten Ruf braver und strebsamer Menschen im hohen Grade zu gefährden vermag. Und man wende nicht ein, derartige Fälle seien heute äusserst selten; gewiss sind diejenigen, welche mit fester Überzeugung an solchen Vorstellungen haften, nicht häufig; aber so viel ist sicher, dass dieselben bei günstiger Gelegenheit immer wieder an die Oberfläche hervortauchen; und zwar werden sie immer in anderer Gestalt erscheinen, der Kenner aber findet den uralten Typus leicht heraus. Diese Beziehungen einzelner Menschen zu dem Kobold, wie sie das Landvolk viel zu berichten weiss, sind offenbar derselben Art wie die Bündnisse der germanischen Helden mit Wodan. Deshalb aber möchte ich nicht behaupten, dass Kobold, Kater, rotes Männchen, roter Drache, roter Hahn nur besondere Erscheinungen Wodans wären. Der Kobold, welchen der Bauer im Hause oder in seiner Scheuer hat, ist vielmehr derselbe Geist des Pflanzenwachstums, welcher sommerlich seinen Anfenthalt draussen im Felde hat und am Schluss der Ernte mit der letzten Garbe in die Behausung des Menschen einzieht.[1]) Doch von dem Vegetationsdämon wird noch später die Rede sein; jetzt kehren wir zu Wodan zurück.

Von diesem Gott des Windes und der Lüfte wäre noch viel zu erzählen, nur weniges soll berührt werden. Er ist auch der Herr der abgeschiedenen Seelen, welche mit ihm zusammen im Luftreiche hausen. In stürmischer Nacht zieht er mit seinem grossen Heere über Wald und Heide, Dorf und Wiese hin, und wer sein Leben lieb hat, der geht dem Zuge aus dem Wege. Dieser trägt den Namen des wütenden Heeres; darin liegt eine volkstümliche Umbildung aus Wodansheer. Der Anführer des Zuges oder der wilden Jagd heisst der Höllenjäger; wieder hat der oberste Germanen Gott sein Amt an den Fürsten der Finsternis abgetreten. Vielfach ist die Sage auch auf einen bestimmten Ort eingeschränkt, und dann findet sich an der Spitze der luftigen Schar irgend eine historische Persönlichkeit, welche wegen schwerer Vergehen während ihres Erdenwallens verurteilt ist, nach dem Tode ewig ruhelos umherzuschweifen.

Wer die Darstellungen dieser Sage in unserer Litteratur liest, ich denke an Bürgers Ballade und an den wilden Jäger von

---

[1]) Siehe Mannhardt a. a. O. 2. Bd. S. 171 ffd. u. öfter. In den Erzählungen von dem Verkehr einzelner Menschen mit dem Kobold bewegen wir uns auf den Boden der von Schwartz sogenannten niederen Mythologie, während die nordischen Sagen von Wodan der Litteratur-Mythologie angehören, welche ein Erzeugnis einzelner Dichter ist.

Julius Wolff, der wird gewöhnlich meinen, es handle sich da um Geschichten, welche einem längst vergangenen Geschlecht angehören. Dies ist nicht der Fall; ich kann es aus eigner Erfahrung bestätigen. Es war in den letzten Sommerferien, als ich in der Altmark einen alten Hirten traf, der noch so ganz in den Anschauungen des altgermanischen Heidentums lebte. Was er z. B. von der wilden Jagd erzählte, trug er mit einer packenden Anschaulichkeit vor, welche sonst nur das eigne Erlebnis an die Hand zu geben pflegt. Und als ich fragte, ob er die Jagd wirklich selbst gehört und gesehen, sah er mich wie beleidigt an und wiederholte wohl die Schilderung, hie und da noch einen Zug nachtragend. Es war also in dunkler Nacht, der Erzähler merkte das Anrücken der wilden Jagd und hatte unter einem schützenden Dache Aufstellung genommen. Da kam es heran. Voran Er, — ein Name wird aus Scheu nicht genannt — der Anführer eben, mit grossem Schlapphut auf weissem Ross, sein Gefolge mit verzerrten Gesichtszügen, manche ohne Kopf hinterher, und dazwischen und im Kreise um das Ganze herum grosse Scharen von wild herumspringenden Hunden.[1]) Die ganze Gesellschaft aber geht mit einem Hallo und Hussa, — ich bemerke, dass unsere Bezeichnung Höllenlärm sich nur aus der wilden Jagd erklärt, — durch die Lüfte hin, dass einem Hören und Sehen vergeht. Von Zeit zu Zeit kommen auch Knochen, Fleischstücke von Pferden und anderes herabgeflogen; darum heisst es Acht haben. So erzählte der alte Mann, indem er mir auf einem alten Baumstamm gegenüber sass, und noch manche schöne Erzählung, welche wegen ihres dichterischen und sittlichen Gehaltes in jedem Schullesebuch stehen könnte, brachte er sinnend, wie wenn er in ferne Jahrhunderte zurücksähe, noch zum Vorschein; ich selbst aber hatte den Eindruck, als ob mich urgermanischer Geist anwehte.

Mythus oder Göttersagen, Heldensagen und Volkssagen und Volksaberglaube, das alles sind verschiedene Gestaltungen der altheidnischen Vorstellung von den übermenschlichen Wesen, welche in mannigfaltiger Weise mit dem Menschen verkehren. Dass auch das Märchen, insofern es ein Erzeugnis der Volksphantasie ist, mehrfach zu den Niederschlägen altgermanischer Mythologie gehört, wurde schon erwähnt.

V.

Einzelne Sitten und Gebräuche nach ihrem altheidnischen Ursprunge.

Wer sich in der Weise, wie ich es hier zu zeigen mich bemüht habe, die Zusammenhänge der Erscheinungen des Volksglaubens mit der germanischen Mythologie klar macht, der wird

---

[1]) Diese sind an die Stelle der ehemaligen Wölfe getreten.

zwar im Einzelnen bei der Deutung besonderer Fälle in Zweifel geraten können, aber für die Beurteilung derselben wird er einen festen Standpunkt haben.

Ich möchte nur dies Verfahren noch auf einzelne Erscheinungen im Leben der Gegenwart anwenden; ich wähle dazu in erster Linie diejenigen, welche dem Weihnachtskreise angehören.

In der Zeit, wo die christliche Kirche die Geburt des Heilandes feiert, begingen die alten Germanen ebenfalls ein hohes Fest. Die heilige Zeit dauerte vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, dem heiligen Dreikönigstage: man bezeichnet heute die Tage noch als die Zwölften, es sind die heiligen 12 Nächte. Sie fallen in die Zeit der Wintersonnenwende; bisher herrschten die dunklen Mächte des Winters, nun kehren die Lichtgötter zurück und gewinnen die Obmacht; in der Festzeit sind sie natürlich besonders wirksam. So knüpft sich an die Zwölften mancher Aberglaube. In hochfestlicher Zeit musste auch bei den alten Germanen die Arbeit ruhen. Darum ist es noch heute besonders verpönt, während der Zwölften Wäsche zu halten. Wer, so sagt der Volksmund, zwischen Weihnachten und Neujahr[1]) den Zaun bekleidet, d. h. Wäsche zum Trocknen aufhängt, der wird in demselben Jahre den Sarg bekleiden. Selbst in dem aufgeklärten Berlin hat dieser Glaube noch seine Stätte. Vor einigen Jahren wurde es dort, wie ein Berliner gelegentlich in der Zeitschrift „der Bär“ erzählte, einer Dame verdacht, dass sie in den Zwölften waschen liess, und als bald darauf in dem Hause eine alte Frau starb, schob man die Schuld an ihrem Tode auf die Hausfrau, welche die Wäsche hatte vornehmen lassen. Ganz besonders muss in den Zwölften die Arbeit des Spinnens ruhen. Sehr erklärlich: In der Zeit der Wintersonnenwende steht die Sonne scheinbar einige Tage still. Die Sonne aber stellten sich die Germanen unter dem Bilde eines Rades vor. So kommt es, dass in den Zwölften das Spinnrad zum Stillstand verurteilt ist.

In einer durch die Nähe der Götter geheiligten Zeit zeigen sich natürlich in der Natur und in dem Menschenleben viele von der Alltäglichkeit abweichende Erscheinungen. So z. B. wohnt der lebenden und leblosen Natur in besonders feierlichen Augenblicken die Kraft der Weissagung inne, sie erhalten dieselben von den wieder eingekehrten Göttern. Die in der Neujahrsnacht beim Bleigiessen entstehenden Figuren sagen die Zukunft vorher, die Pferde und Rinder haben in der Mitternachtstunde sogar die Fähigkeit mit menschlicher Sprache von den kommenden Ereignissen des neuen Jahres zu reden. Träume, welche man in den Zwölften hat, gehen sicher in Erfüllung.

Auch an Weihnachten selbst, dem christlichsten und zugleich deutschesten Feste, welches wir haben, haftet mancherlei religiöse

[1]) Diese Grenze ist im protestantischen Deutschland an Stelle des nicht gefeierten Dreikönigs-Tages getreten.

Anschauung aus grauer Urzeit. Zunächst gilt das von dem Weihnachtsbaum; man mag sich sträuben, so viel man will, der grüne Lichterbaum, welcher Weihnachten Alt und Jung gleicher Weise erfreut, stammt aus germanischem Altertum. Übrigens hat er sich in der Weise, wie wir ihn haben, erst im Laufe des 19. Jahrhunderts über ganz Deutschland verbreitet. Nach Oldenburg soll er im 18. Jahrhundert gekommen sein; bei den niederdeutschen Bauern in Preussen, Pommern, Meklenburg, Holstein u. s. w. war er zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch fast unbekannt. Auch der Theologe Schleiermacher erwähnt ihn im Jahre 1805 in seiner Weihnachtsfeier noch nicht, wohl aber fand ihn Goethe in Leipzig. In dem Masse, wie der Gedanke der nationalen Einheit in Deutschland sich allgemeiner festsetzte, ist die Sitte des Weihnachtsbaumes weiter und weiter verpflanzt worden.[1]) Wir können daher wohl sagen, dass er eine nationale Aufgabe erfüllt hat, indem er zu einem wesentlichen Kennzeichen deutscher Art und Sitte wurde. Und wie sehr er es geworden, das konnte man im Winter 1870/71 in Frankreich sehen. Der deutsche Soldat musste auch draussen in Feindesland Weihnachten seinen Lichterbaum haben, mochte auch der Baum noch so schwer zu beschaffen und das Licht noch so teuer sein; — wir hatten damals vor Paris ein Talglicht beim Marketender mit einer Mark zu bezahlen. — Äpfel und Nüsse und andere Zuthaten fehlten natürlich; dafür wurden Gewehrkugeln, kleine Granatsplitter, mit denen uns der Feind begrüsst hatte, und anderer Ersatz kriegerischer Art verwertet. Und ich muss sagen, es war ergreifend, damals durch die Strassen des von Deutschen besetzten Dorfes zu gehen und die eigentümlich ausgeputzten Zweige von den verschiedenartigsten Bäumen — Fichten gab es nicht — zu sehen.

Doch zur germanischen Entstehung des Weihnachtsbaumes selbst! Will man sich über die Bedeutung desselben klar werden, so muss man ihn vergleichen mit dem Maibaum oder Rosenbaum, wie er an vielen Orten in Dorfgemeinden um Johanni aufgestellt wird. Die alten Germanen hatten zur Zeit der Winter- wie der Sommersonnenwende ein Fest, welches den das Gedeihen der Pflanzenwelt fördernden höheren Mächten geweiht war. Beide, der Weihnachtsbaum und der Maibaum, das ist ein sicheres Ergebnis der Wissenschaft, sind Darstellungen des Vegetationsdämons, welchen man im Pflanzenleben wirksam dachte. Der grüne Weihnachtsbaum also, auch im Winter das Bild des ungebrochnen Lebens, ist ein Zeichen des nun bald in der Natur wieder zur Entfaltung kommenden Pflanzenwachstums; der Lichterglanz erinnert daran, dass die Sonne, welche in der dunklen Zeit wenig sichtbar war, nun wieder höher am Himmel steigt und das neue Jahr zum Siege

[1]) Von Deutschland hat ihn der Norden erhalten. In Dänemark lässt er sich, wie ich von meinem Freunde Gering höre, erst in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts nachweisen.

bringt. Wie schön sich mit solchen Anschauungen die christlichen verbinden konnten, nach denen der Heiland das in die erstorbene Menschheit neu eingepflanzte Lebensreis und das Licht der im Dunkel schmachtenden Sterblichen ist, erscheint einleuchtend.

Den Pflanzendämon stellte man, wie wir sahen, durch einen grünenden Baum selbst dar; andererseits führte man ihn in Menschengestalt vor, indem sich jemand in eigentümlicher Weise vermummte. Beides geschah wieder sowohl im Mittsommer wie zu Mittwinters-Zeit.[1]) Dieser verkleidete Pflanzendämon der Wintersonnenwende hat seine Rolle an den Kalenderheiligen Niclaus abgetreten. Leicht ergiebt sich denn auch, dass die Rute, welche er führt, ursprünglich keine strafende oder schreckende ist, sondern als Lebensrute gefasst werden muss, deren Anwendung im ursprünglichen Sinne denselben Zweck hat, wie das Bestreichen des im Frühjahr zuerst hinausgehenden Viehes mit frischen Birkenreisern oder Weidenruten, eine in Pommern und Meklenburg noch weit verbreitete Sitte; es ist der Gedanke der Lebensmitteilung, welcher zu Grunde liegt. Dies die Hauptzüge der Weihnachtsgebräuche; den näheren Beweis zu bringen, muss ich mir natürlich hier versagen.[2])

Nicht weniger wie beim Weihnachtsfest zeigt das Osterfest Überreste aus der Heidenzeit. Osterhase, Ostereier, Osterwasser u. s. w. gehen auf germanisches Altertum zurück. Eine Göttin Ostara aber, von der viele Bücher zuversichtlich sprechen, hat sich bis jetzt nicht nachweisen lassen.[3]) Doch wir können darauf hier nicht näher eingehen.

Wie in dem grossen Kreislauf des Jahres, so hatten bei den alten Germanen in den häufiger widerkehrenden Zeitabschnitten der Woche bestimmte Tage eine besondere Bedeutung. Der Montag muss den alten Germanen als ein besonders bevorzugter Tag gegolten haben; an ihm ruhten die Geschäfte. Thatsächlich war er ihnen der erste in der Woche. Schon im Mittelalter wird die Vorschrift oft wiederholt, man solle an diesem Tage keine Reise unternehmen. Mir ist selbst von Geschäftsreisenden gesagt worden, dass sie es vermieden, an dem ersten Werktage der Woche auf die Tour hinauszugehen. Dem Handwerker ist dagegen der blaue Montag noch heute ein willkommener Anlass zum süssen Nichtsthun, während doch unmittelbar nach dem Sonntage wenig Berechtigung dazu vorliegt. Alles das erklärt sich daraus, dass bei den alten Germanen der Montag die Rolle eines Sonntags hatte.

Auch der Donnerstag, welcher seinen Namen von dem starken

---

[1]) In den 50er Jahren noch hielt zu Pfingsten die Dorfjugend der Altmark, eine mit Erbsenstroh umwickelte und anderweitig verkleidete Gestalt, den sogenannten Pfinstemeier, in ihrer Mitte, ihre Umzüge.

[2]) Ich bin Mannhardts Ausführungen in den Wald- und Feldkulten gefolgt; dort findet man im 2. Bd., bes. Kap. 3 den vollständigen Nachweis.

[3]) Vgl. Mannhardt a. a. O. 2. Bd. S. 505, A. 5 und S. 522. Andere Gelehrte halten allerdings die Angabe Bedas, der von einer solchen Göttin berichtet, für zuverlässig.

Kriegsgotte der Germanen hat, galt als besonders heilig.[1]) Daher kommt es, dass er mit Vorliebe zu geselligen Vergnügungen verwertet wird, daher stammen also die vielen Donnerstags-Gesellschaften, welche man in grossen und kleinen Städten findet. — Ob die Erbse eine dem Donar geweihte Pflanze war, weiss ich nicht; jedenfalls kann es wohl kein blosser Zufall sein, dass in weiten Strichen Deutschlands Erbsen, häufig auch Erbsen mit Sauerkohl, das beliebte Donnerstags-Gericht ist.

Mit Donar, dem der Donnerstag geweiht ist, hangen mehr oder weniger eng einige feierliche Gebräuche zusammen, bei welchen der Hammer seine Verwendung findet. Wie der römische Nationalgott Mars eine Lanze führt — von der alten Bezeichnung derselben quiris hat er seinen Beinamen Quirinus, so ist Donar gekennzeichnet durch den Hammer, den Streithammer,[2]) und es ist überraschend, dass der Hammer in unserm Rechtsleben die gleiche Verwendung findet wie bei den Römern die hasta. Als Waffen sind beide im Kriege das Mittel der Besitzergreifung. Daher wird der geworfene Hammer das Zeichen bei Festsetzung der Grenze. Im Mittelalter rechnete man nach Hammerwürfen. Und wie bei römischen Versteigerungen eine Lanze in den Boden gesteckt war, so spielt der Hammer bei unseren Auktionen seine Rolle. In eigentümlicher Weise aber erscheinen hier römische und deutsche Rechtsanschauungen verquickt: wir sagen nach dem lateinischen Worte hasta Subhastation, verwenden aber als Symbol den Hammer. — Aus einem Zeichen des Besitzes wird naturgemäss ein solches der Gewalt oder der Herrschaft über etwas. So ist wiederum wie bei Eingehung des römischen conubium legitimum die hasta für die nunmehrige Manus des Mannes, so im Altnordischen bei der Brautweihe der Hammer das Symbol der beginnenden Eheherrlichkeit. Es mag auch sein, dass der Hammer bald überhaupt ein Symbol für feierliche Handlungen wurde. Als solches hat es noch heute seine Stelle in den drei Hammerschlägen bei der Grundsteinlegung für öffentliche Gebäude. — In den bisherigen Fällen liegt das alte Hammersymbol offen zu Tage, in zwei anderen hat es christlicher Einfluss aus dem Gedächtnis der Menschen verdrängt. Die drei Kreuze, welche man am Walpurgistage zur Abwehr des Hexenspukes an Stall- und Scheunenthüren macht, sind der altgermanische Hammer, der ja in seiner Gestalt einem Kreuze sehr ähnlich war. Ob der Hammer in diesem Falle, etwa entsprechend seiner ursprünglichen Verwendung im Kriege, die blosse Bedeutung der Abwehr und des Schutzes hat, oder ob er das Zeichen des Zaubers oder Bannes ist, lasse ich dahin gestellt sein.[3]) Endlich möchte

---

[1]) Vgl. Grimm, Myth.[1] S. 130.

[2]) Daher ist Hämmerlein auch Bezeichnung für den an Stelle Donars getretenen Teufel.

[3]) Ich kann Laistner, Sphinx 2. Bd. S. 102, der schon den alten Germanen das Symbol des Kreuzes zuschreibt, nicht zustimmen. Wie sie vor d[illegible] Christentum dazu gekommen sein sollten, ist mir nicht verständlich. Aus d[illegible]

ich mit Sicherheit behaupten, dass die drei Kreuze, welche der des Schreibens Unkundige bei Gerichtsverhandlungen an Stelle seines Namens macht, gleichfalls die alten Hammerzeichen seien. Aus den Kreuzen weiss ich wenigstens nichts zu machen, während der Hammer als Willenserklärung aus dem oben Angeführten verständlich ist.

IV
Die Praxis des Aberglaubens.

Die Praxis, welche der Aberglaube für seine Zwecke anwendet, sei es dass er überhaupt nur den Gang der Zukunft erschliessen, sei es dass er auf die Gestaltung derselben einwirken will, diese Praxis ist keine so willkürliche, wie es oberflächlichen Blicken erscheinen mag. Sie beruht auf den uralten dem menschlichen Geiste eigentümlichen Denkgesetzen. Zwei in irgend einer Hinsicht gleichartige oder ähnliche Dinge oder Vorgänge schliessen sich für unser Denken nach dem Zwange der Ideenassociation unwillkürlich zusammen. Wir Neueren nun, die wir überall das Walten der Naturgesetze verlangen, halten blosse Ideenverknüpfung und sachlichen Zusammenhang auseinander. Anders der auf der Stufe der Kindheit stehende Vorfahr; für ihn war der Gedankenzusammenhang immer zugleich auch ein thatsächlicher, in die Wirklichkeit versetzter Vorgang. Dies ist im allgemeinen der Unterschied des Denkens, welches der Praxis des Aberglaubens zu Grunde liegt, von unseren modernen, durch die Naturwissenschaft bestimmten Schlussfolgerungen. Wir kommen zu einzelnen Fällen.

Was jemandem zufällig aufstösst, das wird für den Zweck, den man sich eben gesetzt hat oder auch im allgemeinen für die Zukunft ausgedeutet. Bemerkt man im Frühjahr den zurückgekehrten Storch zum ersten Male, so kommt es darauf an, ob er steht oder fliegt; steht er, so wird man im Sommer sehr träge sein, fliegt er dagegen, so wird man sich fleissig regen und rühren und etwas Tüchtiges schaffen. Man sieht leicht: die Eigenschaften des begegnenden Tieres werden auf den Beobachter übertragen. So hat man Unglück, wenn einem ein Krüppel oder ein Lahmer begegnet. Läuft ein Hase über den Weg, so wird ein Geschäft nicht gut ablaufen; dagegen deuteten Bär und Wolf einen guten Ausgang an. Ursprünglich ist dies im engeren Sinne für den auf Eroberung ausziehenden Krieger gedeutet; da musste der feige zurückweichende Hase von übler Vorbedeutung sein, die starken und kriegerischen Tiere dagegen, wie z. B. auch der Adler Glück verheissen.

Wenn wir aus dem Umstande, dass jemand mit dem linken Fusse zuerst aufgestanden ist, auf eine schlimme Wendung schliessen,

Hammer als einem Mittel der Befestigung (z. B. eines Nagels) würde sich auch alles das erklären, was Laistner in der Verwendung des Kreuzes findet.

so muss man zur Erklärung auf das alte Verfahren der Orakel Suchenden zurückgehen. Die Sonne ist die Bringerin alles Heiles, von Osten kommende Vorzeichen sind daher glückliche. Der Germane nahm also seine Anfstellung so, dass sein Antlitz nach Norden gerichtet war. Was von rechts, also von Osten, herkam, war guter Vorbedeutung, dagegen galt die Linke als unheilvoll.

Auch die alten Eingeweideorakel fehlen eigentlich heute nicht. Der Bauer weiss aus dem Brustknochen der verzehrten Martinsgans die Natur des kommenden Winters zu erraten: ist derselbe hell gefärbt, so deutet er viel Kälte an, — in der hellen Färbung ist der Schnee angezeigt —, zeigt er sich dagegen dunkel, so wird der Winter milde sein.

Dies wären Erscheinungen des passiven Aberglaubens, welcher die Art der Zukunft bloss erforschen will; die Grundsätze des aktiven Aberglaubens, welcher die kommende Zeit in seinem Sinne gestalten will, beruhen auf denselben Anschauungen. Wenn nach dem Volksglauben rote Geschwüre geheilt werden durch Auflegen von Krebsen oder rotem Tuch; wenn Hundehaare den Hundebiss heilen, so tritt der Gesichtspunkt deutlich hervor. Wir können sagen: es ist das Verfahren der Homöopathie: similia similibus, Gleiches wird durch Gleiches geheilt. In Pommern und anderswo gilt das Fell eines weissen Wiesels für besonders heilkräftig in Fällen, wo sich bei Tieren, z. B. an dem Euter der Kühe plötzlich und ohne ersichtlichen Grund Anschwellungen bemerkbar machen. Dieser Glaube schreibt sich daher, dass Wiesel als diejenigen Tiere angesehen werden, welche durch Anblasen das Übel hervorrufen.[1]) Warum man aber das Wiesel für den Übelthäter hält? In deutschen Sagen erscheint das Tier als Hülle der ausfahrenden Seele; das Unheil stiftende Wiesel ist also die Erscheinung eines Toten, der unter die Lebenden zu deren Verderben zurückkehrt.[2])

Auf ähnlichen Vorstellungen beruht ein anderer sich an Bäume knüpfender Aberglaube. Es ist noch nicht allzulange her, da las ich in der Berliner Zeitschrift „der Bär“, wie jemand mit grosser Verwunderung berichtete, er habe irgendwo eine ganze Reihe von Bäumen und zwar Wachholder- und Fliederbäume gefunden, welche einzeln angebohrt und dann wieder verpflöckt waren.[3]) Die Praxis des Aberglaubens stellt die Sache klar. Wenn jemand die Gicht hat, so macht man in einen Baum ein Loch, steckt dahinein Haare und Nägelabfälle von dem Kranken und schliesst dann die Öffnung wieder. Das alles aber muss unter Beobachtung bestimmter Formen geschehen, sonst wird die Heilung in Frage gestellt. So darf sich

---

[1]) Wuttke, der deutsche Volksaberglaube² § 170. Von dem eigentümlichen Fauchen, welches das Wiesel hören lässt, wenn es bedroht ist, wird es auch den Namen haben. Vgl. Laistner, Sphinx 2. Bd. S. 381.

[2]) Vgl. Laistner, Sphinx 2. Bd. S. 62 und 63. Siehe auch oben S. 5.

[3]) Aus Pommern erzählt mir ein Herr, in der Nähe von Stargard befände sich ein ebenso zugerichteter Baum, dort ziemlich allgemein bekannt als Gichtbaum.

der helfende Wundermann nicht umsehen und mit niemandem sprechen, — ich selbst habe einen solchen einmal in Verlegenheit gebracht —; schon wenn er angerufen wird, kann der Erfolg zweifelhaft werden. Das Bohren und Verpflöcken aber geschieht unter dem Hersagen von Zaubersprüchen; diese werden von dem glücklichen Inhaber gewissenhaft gehütet und nur mit Verzichtleistung auf eigene weitere Praxis an andere mit dem rechten Verständnis für die Sache begabte Personen vererbt. Solch ein Spruch lautet z. B.:

Gut'n Morgen Frau Fichte,
Da bring ich dir die Gichte;
Was ich getragen hab Jahr und Tag,
Das sollst du tragen dein Lebtag.[1])

Der Grnnd, weshalb man die Krankheit — denn das ist der offenkundige Zweck — in den Baum versetzen will, ist der, dass man einstmals glaubte, sie sei aus dem Baum gekommen. In dem Baume hauste der böse Geist der Krankheit, in ihn muss er zurückgezaubert werden. Schon die Indogermanen hatten die Vorstellung von Geistern in Wurmgestalt, welche verderbenbringend in den menschlichen Körper eindringen; wenn man nun die mancherlei Insekten, welche in oder unter der Baumrinde leben, beobachtete, so lag es daher nahe, diese mit den Krankheitsdämonen zusammenzuwerfen.

Auch auf die unbelebte Natur sucht man durch ähnliche symbolische Handlungen einzuwirken. Bei Geibel findet sich (2. Bd. S. 51) ein prächtiges kleines Gedichtchen, „Wind und Glück“ betitelt, das sein Motiv vom Seeleben hernimmt; darin heisst es

Stets wenn das Segel zur Fahrt nur schlaff hing, hört ich den Bootsmann
Pfeifen; begierig gemacht, fragt ich ihn einst um den Grund.
Doch er bedeutete mich schlau lächelnd: der Wind ist ein Vogel,
Welcher gelockt sein will.

In der That ist es Sitte der Schiffer, bei Windstille zu pfeifen, während sie es beim Sturm ängstlich vermeiden. Dem Dichter wurde auch wirklich der rechte Grund angegeben. Mir selbst wurde mit anderen Gefährten, die wir von Norderney in die Nordsee hinausgefahren waren, wo der Wind plötzlich nachliess, geraten, am Maste zu „krabbeln“. So wird dem Winde symbolisch zu verstehen gegeben, was er zu thun hat. Es ist dasselbe Verfahren, wie wenn man in der Altmark Bäume, welche nicht tragen, mit Steinen belastet; sie sollen dadurch an ihre Pflicht erinnert werden.

Diese Beläge genügen, um darzuthun, dass die Praxis des Aberglaubens doch nicht so alles Sinnes bar ist, dass derselbe vielmehr sogar ein gewisses System hat. Man könnte selbst, wie wohl Dahn gesagt hat, behaupten, er stelle in den einzelnen Fällen

---

[1]) Viele ähnliche Fälle von Übertragung der Krankheiten auf Bäume bei Wuttke[2] § 490 ffd. Die Beleuchtung des Verfahrens bei Mannhardt a. a. O. I § 7.

seine Diagnose und richte danach sein Verfahren ein. Im ganzen aber handelt es sich um eine Gedankensymbolik, welche uns psychologisch vollkommen verständlich ist, nur dass wir die praktischen Ergebnisse bestreiten müssen; die Welt der Wirklichkeit und die Welt der Gedanken fliessen ineinander, während wir beide scharf zu trennen pflegen. Und doch thut man wohl denen, welche in heidnischer Zeit zuerst solche Schlussfolgerungen machten, unrecht, wenn man ihnen eine solche Verwirrung zuschreibt. Gehen wir, wie es uns einzelne Beispiele schon nahe legten, auf die religiöse Wurzel des Überlebsels zurück, so sind ja doch hinter den Dingen die höheren Mächte wirksam gedacht. Ziehen wir diese mit in Betracht, so ist die Kette des Zusammenhangs geschlossen und ein Mangel an Logik nicht vorhanden. Dass freilich schon in der Zeit, wo der religiöse Glaube des Heidentums noch lebendig war, bei der Praxis des Aberglaubens die waltenden Götter meist nicht in Anschlag kamen, dass den Dingen selbst, wie Tieren, Bäumen, dem Winde, das beigemessen wurde, was Werk der Götter sein sollte, kann man, wie oben[1]) schon erwähnt, aus dem ausdrücklichen Zeugnis des Sokrates schliessen.

Um dies Verfahren des Aberglaubens vollständig zu übersehen, müssen wir denselben noch nach einer Seite hin beleuchten. Im ganzen erschien das Treiben der Zauber- und Wundermänner harmlos; es ist durchaus nicht immer so unschuldig. Der oft schon erwähnte Mannhardt, welcher lange Zeit in Ost- und Westpreussen Beobachtungen über den Volksglauben angestellt hat, berichtet[2]) von haarsträubenden Dingen, die der Aberglaube ins Leben rief. Ja, es sind fast alle Vergehen und Verbrechen vertreten, so: Eigentumsbeschädigung, Meineid, Gräberschändung, Körperverletzung, sogar Mord und Totschlag.

Da ist in einem Dorfe aus einer Familie jemand gestorben: andere Glieder derselben folgen dem Entschlafenen in den Tod nach. Es wird Familienrat gehalten, und der Glaube ist fertig: der Verstorbene war ein Nachzehrer; man erinnert sich ja auch, dass sein Aussehen nach dem Tode so wenig verändert war, er hatte ja noch ganz die Zeichen des Lebens. Ein solcher Nachzehrer — auch andre Namen wie z. B. Gierrach oder hier in Pommern Unhier, d. h. Ungeheuer, auch Neuntöter[3]) sind dafür in Gebrauch — hat im Grabe keine Ruhe und stiftet Unheil unter den Lebenden, zu denen er zurückkommt — frz. heisst er revenant —, besonders dadurch, dass er für andere die Ursache des Todes wird oder Krankheiten in das Haus der Angehörigen bringt.[4]) Dem Übel ist nur dadurch zu steuern, dass der im Grabe ruhenden

[1]) Vgl. S. 2 A. 1.

[2]) Dies geschieht in der schon genannten Broschüre.

[3]) Ich vermöchte vermuten, dass in dem ersten Teil dieses Wortes Neuntöter derselbe Stamm steckt, wie im gr. νέκυς und got. naus. Auch der Name des Vogels ist gewiss so zu deuten.

[4]) Beispiele bei Knoop 178, 79.

Leiche das Haupt abgestochen und zwischen Kopf und Rumpf Erde gestreut werde. Wie es bei solchen Anschauungen zur Leichenschändung kommen kann, lässt sich leicht begreifen. Häufig werden auch Leichen ausgegraben, damit man an Teilen derselben oder einem Stück ihrer Kleidung ein Heilmittel gegen vorhandene Krankheiten gewinne. So ist im Schlochauer Kreise der Provinz Westpreussen vor längerer Zeit der Fall vorgekommen, dass man in abergläubischer Verblendung der Leiche eines begrabenen Kindes ein Stück abgeschnitten und einem lebenden als Heilmittel eingegeben hat.

In den meisten Fällen dürften wohl Gräberschändungen nicht auf Gewinnsucht zurückzuführen sein, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, sondern als eine Ausgeburt finsteren Aberglaubens zu betrachten sein. Gewiss wird es nicht in allen Provinzen der Monarchie so schlimm stehen, wie in jenen Distrikten, in welchen der erwähnte Gelehrte seinen Stoff gesammelt hat, aber sicher haben düstre Wahnvorstellungen überall im deutschen Volke noch täglich schwere Übel im Gefolge. Wie oft mag der Fall vorkommen, dass mit dem kranken Kinde erst die Heilung versucht wird, welche die weise Frau des Dorfes, oder ein Schäfer, oder der Totengräber im blinden Vertrauen auf ihre Mittel anraten! Wenn dann in der äussersten Not zu dem Arzt geschickt wird, so kommt natürlich die Hülfe desselben oft zu spät. Noch verhängnisvoller aber als den Menschen wird der Aberglaube oft dem lieben Vieh. Wer das Landleben kennt, wird bestätigen können, dass gewöhnlich erst alle möglichen Sympathiemittel versucht werden, ehe der Tierarzt herbeigerufen wird. Aus alledem ersehen wir auch, dass der Aberglaube seine sehr ernsten Seiten hat und im Leben viel Unheil anrichten kann.

VII.

Die Stellung, welche man den heidnischen Überlebseln gegenüber einnehmen muss.

Wollen wir zum Schluss die Frage beantworten, wie man sich den aus einer entschwundenen Kulturepoche stammenden Anschauungen gegenüber stellen müsse, so könnten wir mit den Worten des Philosophen Spinoza antworten: neque ridere neque flere neque detestari, sed **intelligere**. Zuerst nicht verlachen! Nur zu lange hat man mit einseitiger Überschätzung verstandesmässiger Aufklärung allem aus früherer Zeit Überlieferten, was sich vor dem Richterstuhl des philiströsen sogenannten gesunden Menschenverstandes nicht sogleich rechtfertigen konnte, dadurch den Krieg erklärt, dass man es von dem Bewusstsein seiner Zeit aus, die „es so herrlich weit gebracht“, verachtete und bei Seite schob. So ist manche schöne Sitte und mancher fremdliche Brauch auf immer verschwunden, und mag auch mit dem Alten stark

aufgeräumt sein, der Aberglaube ist doch nicht verschwunden. Zu demselben Ergebnis führte das Verhalten derjenigen, welche in religiösem Eifer das flere und detestari übten und voll Entrüstung das Volk wegen seiner Gottlosigkeit schalten, wenn sie Dinge wahrnahmen, welche gegen das zweite Gebot verstiessen. Was bisher nicht genug in Anwendung gekommen, das ist das intelligere, das Verstehen.

Seitdem durch die Gebrüder Grimm eine deutsche Altertumswissenschaft begründet und von anderen Männern weiter ausgeführt ist, lässt sich für alle Seiten des Volksglaubens glücklicher Weise ein geschichtliches Verständnis gewinnen. Es scheint aber leider, dass die vorhandenen Hülfsmittel nur wenig dazu benutzt werden, und diejenigen, welche sich mit Liebe den mannigfaltigen Erzeugnissen des Volkslebens zuwenden, werden wohl gar so angesehen, als ob sie mit altem Gerümpel einen sonderbaren Sport trieben. Es ist rührend, fast möchte man sagen, tragisch zu sehen, wie Wilhelm Mannhardt, der ein entsagungsvolles Leben dem Ausbau der deutschen Mythologie widmete, immer wieder vergeblich um Freunde für seine nationale Sache wirbt. Endlich da der Erfolg immer ausbleibt, versteht er sich zu solchen Darlegungen, welche den Zusammenhang seiner Bestrebungen mit „allgemeiner gekannten und allseitiger geschätzten Wissensgebieten“, — gemeint ist das klassische Altertum — deutlich erkennen lassen;[1]) aber obgleich in dem zweiten Bande seiner Wald- und Feldkulte ein ungeahntes, neues Licht auf das ganze Geistesleben des Altertums fällt, so ist auch dies Werk in weiteren Kreisen so gut wie unbeachtet geblieben.

Wenn wir die religiösen Überreste aus einer vergangenen Kulturstufe musterten und nach ihrer ursprünglichen Bedeutung ins Auge fassten, so mussten wir bekennen, dass jene Anschauungen des tastenden Kindesalters der Volksphantasie nicht so widersinnig sind; jedenfalls schauten wir in eine kulturgeschichtlich interessante Geisteswelt zurück, in welcher einst unsere Vorfahren gelebt und die Lösung für viele Rätsel des Daseins gefunden haben. Freilich, das muss noch zur Einschränkung hinzugefügt werden: die religiösen Vorstellungen, von denen hier die Rede gewesen ist, der Geist des Pflanzenwachstums in seiner Beziehung zum Menschen, Krankheiten entstanden aus Bäumen und anderes, sind nachweislich ausser den Germanen auch den Slaven und den Romanen, so z. B. den Franzosen, eigen. Selbst bei Völkern semitischer Abstammung findet sich Ähnliches; das Molochfeuer z. B., durch welches auch die Kinder Israel zu Zeiten ihre Kinder hindurchtrugen, gleicht aufs Haar unseren Sommersonnenwend- oder Johannisfeuern. Solche Übereinstimmungen hat besonders Mannhardt aufgezeigt.

---

[1]) Man lese die Klagen des trotz aller Enttäuschungen nicht ermüdenden echt deutschen Mannes im Vorwort zu den Wald- und Feldkulten S. XXXIX.



Und ein Zweites hat vornehmlich die mythologische Forschung über Jakob Grimm hinaus — Schwartz ist hier der Entdecker — festgestellt, dass man eine Buch- oder Litteraturmythologie unterscheiden muss nach der Art von Volkssprache und Schriftsprache. Der griechische Bauer hat sich die Natur um sich mit ähnlichen Geistern bevölkert gedacht wie der Deutsche, und Homer mit seiner von Dichterphantasie ausgestalteten Götterwelt wurde ihm ebensowenig vertraut wie die Edda dem Landmanne des Nordens zu geistigem Eigentum geworden sein wird.

Diese niedere Mythologie nun ist es, welche in Kopf und Herz unserer unteren Volksklassen noch fortlebt; der unteren allein? Wir sahen, dass auch das Leben der Gebildeten solche Überlebsel aufzuweisen hat. Und mag es uns mit Dank erfüllen, wenn wir uns bewusst werden, geistig weit über das Erkenntnismass der Ahnen hinausgekommen zu sein; wir sind nicht sicher, dass überlebte Anschauungen der Vergangenheit in weiten Kreisen des Volkes wieder zur Herrschaft kommen. Der Hexenglaube, welcher das ganze Abendland Jahrhunderte heimsuchte, war vorher schon einmal tot; und der moderne Spiritismus ist, wie wir sehen, auch nichts als der alte Gespensterglaube in neuer Gestalt. So mag das Studium des Altertums „die Quelle einer Nacht werden, sagt Tylor,[1]) welche dazu bestimmt ist, den Lauf moderner Ideen und Handlungen zu beeinflussen."

So verwandelt sich das theoretische Interesse, welches die heidnische Anschauungswelt der religiösen Phantasie bietet, in ein praktisches. Das rechte geschichtliche Verständnis für jene Überlebsel wird auch das rechte Verfahren ihm gegenüber an die Hand geben. Was insbesondere den Aberglauben angeht, so würden, glaube ich, unsere Geistlichen und Lehrer auf dem Lande durch ein liebevolles rein sachliches Eingehen auf jene verwitterten Überreste eines uralten Gefühlslebens mancherlei Unheil verhüten können. Und darüber kann natürlich kein Zweifel sein: der Aberglaube als solcher muss bekämpft werden; aber in schonender und rücksichtsvoller Weise, sonst nimmt man die sittlichen Kräfte, welche allen religiös gearteten Vorstellungen, auch nachdem sie sich überlebt haben, noch innewohnen aus der Seele der Unmündigen hinweg und ist nicht im stande, etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Auf Erfolg kann man nur rechnen, wenn man das Vertrauen der Verblendeten unter Zurückstellung der eigenen Überlegenheit zu gewinnen sucht und, ohne ihr Verhalten und Denken zu schelten oder zu verlachen, ihnen die Thorheit desselben aus dem auch den Zurückgebliebenen bis zum gewissen Grade eigenen modernen Zeitbewusstsein heraus erklärt und den ursprünglichen heidnischen Sinn diesem gegenüberstellt.

Aber nicht nur ein Bekämpfen gilt es den aus grauer Vorzeit ererbten religiösen Überlieferungen gegenüber. Alle jene Sagen,

[1]) a. a. O. 2. Bd. S. 445.

welche von Mund zu Mund gehen, sollten sorgfältig gehütet und gehegt werden; sie sind für uns vielfach doch mehr wert als die schönsten Sagenblüten des klassischen Altertums. Denn hier ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein.

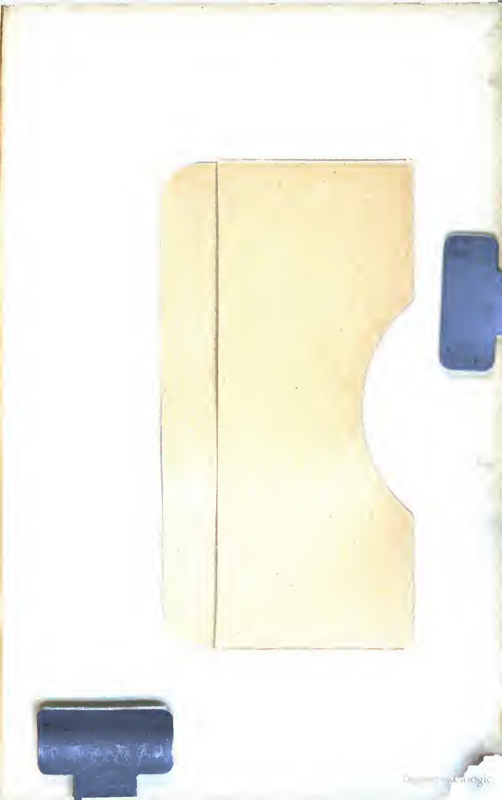
Vor allem aber bedarf für alle, welche es mit unserm deutschen Volke wohl meinen, das altererbte Geistesgut, welches in schönen Sitten und Gebräuchen fortlebt, liebevoller Pflege. Die Zeit des Rationalismus, der ohne geschichtliches Verständnis an alle Überlieferungen den Massstab des modernen Denkens anlegte, hat leider nur zu sehr aufgeräumt. Im Gegensatz zu ihm gerade hat sich die Sitte des Weihnachtsbaumes zur Geltung gebracht; warum sollte es daher nicht möglich sein, manchen schönen Brauch, der im Absterben begriffen ist, zu stützen und zu erhalten! Wenn der Gutsherr die Erntegebräuche belacht, so gehen sie ins Meer der Vergessenheit hinab; wenn er sein Auge freundlich auf ihnen ruhen lässt, so wird man sie weiter üben. Kommt der gebildete Städter aufs Dorf und macht über die feierlichen Formen bei der Hochzeit seine Witze, so wird er zum Untergange derselben mitwirken und tilgt aus dem ländlichen Dasein einen Schmuck, welcher das Leben vieler verklärte und nicht bloss dies, — auch veredelte. Man hat neuerdings einsehen gelernt, was die äusseren Formen zu bedeuten haben — ich erinnere daran, dass man sie bei der Rechtsprechung wieder mehr zur Verwendung zu bringen sucht; sie sind für die niederen Volksklassen, für welche Kunst und Wissenschaft so zu sagen nicht vorhanden sind, ein Moment, welches die Vorkommnisse der Alltäglichkeit mit einem schönen Schein umkleidet und dadurch auch die Menschen über das Gemeine des Tages erhebt. Diesen Geist echt deutscher Sitte fördern und pflegen heisst zugleich christlichem Sinne die Stätte bereiten und sichern; echt christlicher und echt deutscher Geist sind wohl mit einander verträglich, das zeigte sich bei unserer Betrachtung der Weihnachtsgebräuche, das beweist die grösste That deutschen Geistes, die Reformation, das meint auch Schenkendorf, wenn er singt:

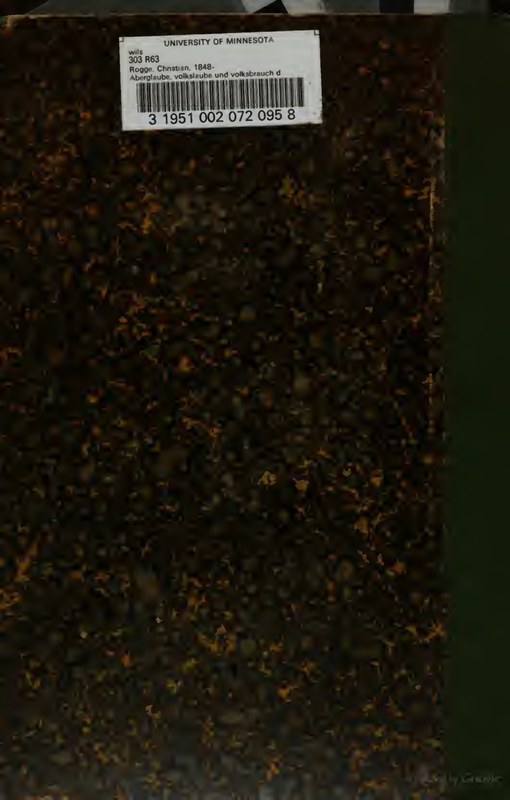
Doch jedem Volke ward ein Grund
Zum Bau des Reiches Gottes kund,
Da soll sein Tempel stehn;
Aus tiefem Grund von unten aus
Soll sich das ew'ge Gotteshaus
Erheben zu den Höhen.

Im schönen deutschen Vaterland
Da Jüngling! Jungfrau! sei Dein Stand,
Da führe Du Dein Leben.
Da will ich stehn, ein grüner Baum,
Will träumen manchen sel'gen Traum
Und nach dem Himmel streben.

Inhalt:






UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
303 R63
Rogge, Christian, 1848-
Aberglaube, volksglaube und volksbrauch d
3 1951 002 072 095 8